

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

## Inhalt:

	Seite
Deutsche Literatur in Amerika. Von Georg von Söfel . . . . .	345
Die Nationalitäten in Ungarn. Von Julius Weig . . . . .	352
Capriccio misterioso. Von Otto Julius Bierbaum . . . . .	361
Richard und Minna Wagner. Von Paul Moos . . . . .	362
Selbstanzügen. Von Zur Liebe, Weber, Leskien, Geiger . . . . .	375
Die Salzerz. Von Eduard Goldsch . . . . .	378
Besraubanten. Von Labou . . . . .	383

Nachdruck verboten.

Er erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1908.

## Die Hypotheken-Abteilung des Bankhauses Carl Neuburger,

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Kapital: 5 Millionen Mark.

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei

9-4 Uhr.

## SCHWARZBURG Feste Pension \* \* \* \* Großstädtischer Komfort

Tennis, Schwimmbad \*  
Bürgerliche Preise \* \*

## Weisser Hirsch

# Hamburg. Hotel Esplanade.

Appartements und Zimmer mit Bad.

Carlton-Ritz Restaurant.

## Neues Schauspielhaus

Nollendorfplatz

## Grand Hotel Excelsior

Anhalter Bahnhof

**Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants**

# Hamburg.

# HAMBURGER HOF

Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster

Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.

Feine Französische Küche

Neue Direktion.

Gänzlich renoviert

Alle Waffen sind

staatlich geprüft!



Reisig & Co.  
umsonst u. portofrei.

Doppelflinten, Kal. 16 v. 22,25 M., Gartenbüchsenflinten 15.- M., Drillinge, Kal. 16/9,3 91.- M., Scheibenschüs. 34,50 M., Gartenschings 4,80 M., Luftgewehre 3,75 M., Revolver 3,20 M., Pistolen 1,20 M. an bis zu den feinsten Ausführungen.

Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak  
Berlin SW. 48, Friedrichstrasse 240-241.

# „MORGEN“

WOCHENSCHRIFT FÜR DEUTSCHE KULTUR

Begr. v. RICHARD STRAUSS/  
GEORG BRANDES / RICH.  
MÜLLER unter Mitwirkung von  
HUGO v. HOFMANNSTHAL

VERLAG: BERLIN W 9.  
Potsdamerstrasse 4

Heft 50 Pf. Quartal 6 M.

Inhalt von Heft No. 36 (v. 3./9. 08.)

Karl Schnitzler: Politik.  
Karl Jentsch: Vom Katholikentage.  
Dr. Adolf Hess: 21 unveröffentl. Briefe Tolstols.  
Bernard Scharlitt: Nietzsches Salomé-Affaire.  
Prof. Ferd. Tönnies: Friedrich Paulsen.  
Hermann Bahr: Tagebuch.  
Joh. V. Jensen: Cedi.  
Erich Mühsam: Peter Altenburg.  
Bruno Buchwald: Börse.

PROBENUMMER KOSTENLOS.



Berlin, den 5. September 1908.

## Deutsche Literatur in Amerika.

Seit mehreren Jahren wird in Deutschland lebhaft für den Abschluß eines Vertrages agitirt, der den Nachdruck deutscher Werke in den Vereinigten Staaten unmöglich machen soll. Auch in Amerika ist die Sache aufgegriffen worden; leider in einer Weise, die nicht zur Klärung der Sachlage beitragen kann. Die Folge ist, daß die berechnete Entlastung deutscher Schriftsteller über den Diebstahl ihrer Erzeugnisse, der fortwährend ausgeübt wird, sich in Angriffen auf Parteien Luft macht, die allerdings aus den vorhandenen Verhältnissen Nutzen ziehen, diese aber nicht geschaffen haben und auch in keiner Weise für sie verantwortlich sind. Die deutsche Presse in den Vereinigten Staaten hat sich niemals dem Abschluß eines Vertrages, der den Nachdruck deutscher Werke verhindern würde, widersetzt; ihre einflußreichsten Vertreter haben ihn vielmehr befürwortet und der Eindruck, der in den literarischen Kreisen Deutschlands vorzuherrschen scheint, die deutsch-amerikanische Presse trane einen wesentlichen Theil der Schuld an den jetzigen Zuständen, die sie beizubehalten wünsche, um ungestört stehlen zu dürfen, ist durchaus falsch. Der Kampf gegen die Verleger deutscher Zeitungen in Amerika, der in Deutschland mit so viel Bitterkeit geführt wird, ist daher nicht nur unberechtigt, sondern führt auch zu bedauerlicher Kraftvergeubung. Wäre er nur unberechtigt, so würde für mich keine Veranlassung vorliegen, mich damit zu beschäftigen; denn ich habe weder einen Auftrag erhalten, die Vertheidigung der deutsch-amerikanischen Presse zu übernehmen, noch liegt ein Grund für mich vor, es aus eigenem Antriebe zu thun. Doch liegt mir daran, Klarheit zu schaffen und Mißverständnisse aus dem Wege zu räumen; kann dabei den deutschen Schriftstellern gezeigt werden, daß es andere Wege giebt, um an das erwünschte Ziel zu gelangen, so wird auch ihnen ein guter Dienst erwiesen.

Der jetzige Vertrag, unter dem geistiges Eigenthum, das im Ausland entstanden ist, nur dann in den Vereinigten Staaten gegen Nachdruck geschützt werden kann, wenn es in Amerika gedruckt wird, verdankt seine Entstehung nicht dem Betreiben amerikanischer Verleger. Deren Interessen werden dadurch vielmehr empfindlich geschädigt, weil sie unter anderen Umständen die von ihnen vertriebenen Bücher viel billiger im Ausland herstellen lassen könnten. Die Bestimmung ist allein auf die Forderungen der Vertreter der Gewerkschaften zurückzuführen, die den Kongreß überzeugten, daß die Arbeiter sie haben wollten. Sie steht außerdem ganz und gar im Einklang mit der amerikanischen Wirthschaftspolitik, deren Motto heißt: Schutz für die amerikanischen Arbeiter. Der Vertrieb von Büchern, die im Ausland hergestellt worden sind, soll nach Kräften erschwert werden, um Schriftsetzern, Buchdruckern, Buchbindern, Zeichnern mehr Arbeit zu verschaffen und zu verhindern, daß europäische Arbeiter, denen geringere Löhne bezahlt werden, mit ihnen in Konkurrenz treten. Die Gründe, welche die Vereinigten Staaten abhalten, dem geistigen Eigenthum den selben Schutz zu gewähren, den es in anderen Ländern genießt, sind also rein wirthschaftspolitischer Art. Das ist noch deutlicher aus der Thatfache erkennbar, daß Bücher und Zeitschriften, die in englischer Sprache gedruckt sind und sich daher einen größeren Leserkreis sichern können als die deutschen, deren Einfuhr sich also in großen Massen lohnen würde, einem ziemlich hohen Zoll unterworfen sind, während alle anderen zollfrei eingehen. Für den Schriftsteller und den Verleger wäre es viel vortheilhafter, wenn sie solche Bücher aus England importiren könnten; sie müssen sie aber in Amerika noch einmal drucken lassen, um sich gegen Nachdruck zu schützen, oder den hohen Einfuhrzoll bezahlen, wenn sich die Herstellung einer besonderen amerikanischen Auflage voraussichtlich nicht lohnen würde. Ueber die Zweckmäßigkeit oder den Werth dieser Vorschriften brauche ich nichts zu sagen; es genügt, wenn die Thatfache betont wird, daß ihre Abänderung nur durch einen Wechsel in den Ansichten Derer zu erreichen ist, die einen maßgebenden Einfluß auf die Wirthschaftspolitik der Vereinigten Staaten ausüben. Hoffentlich versteht man aber in Deutschland endlich, daß dem Abschluß eines Urheberrechtsschutz-Vertrages nicht amerikanische Unredlichkeit und Lust am Stehlen, sondern einfach der Wunsch, die Einfuhr von Erzeugnissen irgendwelcher Art aus anderen Ländern zu verhindern, im Wege steht. Gegen die Einfuhr des geistigen Eigenthumes wendet sich kein Mensch; man würde es gern mit allem denkbaren Schutz umgeben, so lange dadurch amerikanischen Arbeitern keine Gelegenheit entzogen würde, zu hohen Löhnen Beschäftigung zu finden.

Ueber den Nachdruck deutscher Werke in Buchform brauche ich kein Wort zu verlieren; denn er kommt nicht mehr vor und hat nie einen großen Umfang gehabt. Da deutsche Werke zollfrei eingeführt werden dürfen (ausgenommen

sind nur solche, die fast ganz aus Bildern bestehen und bei denen der Text Nebensache oder Beiwerk ist), können sie billiger importirt als in Amerika hergestellt werden. Es handelt sich also lediglich um die deutsche Presse in Amerika. Sie ist in zweifacher Nothlage. Sie darf ungestraft alle Erzeugnisse der deutschen Literatur abdrucken. (Von dem Schuß, den sich deutsche Schriftsteller für ein Jahr sichern können, wird später gesprochen werden.) Sie thut es natürlich nicht etwa nur, weil ihr das Stehlen Vergnügen macht, sondern, weil es doch ganz selbstverständlich ist, daß eine Zeitung nicht für die selben Sachen bezahlen kann, die ihr Nachbar und Konkurrent umsonst abdruckt. Die Menschen, die umsonst erreichbare Sachen bezahlen, sind sehr dünn gesät. Auch unter den deutschen Schriftstellern wird es nur wenige geben, die, weil ihr sittliches Gefühl sie treibt, Dinge bezahlen, die sie und Andere umsonst haben können. Kein deutscher Verleger bemißt das Honorar nach der Begabung oder den Leistungen des Schriftstellers, dessen Werke er verlegt, sondern allein nach dem Erlös, den er aus dem Geschäft zu ziehen erwartet, mit Rücksicht auf die Preise, die seine Konkurrenten zu zahlen gewillt sein werden. Ethische Beweggründe spielen dabei so selten eine Rolle, daß man sie kaum in Betracht zu ziehen braucht. Und auch in Deutschland wird ja ganz betrüßlich nachgedruckt, wenn man glaubt, es ungestraft thun zu können. Wer, zum Beispiel, von Amerika aus für deutsche Zeitungen schreibt, kann sich gegen unbefugten und unbezahlten Nachdruck nur schützen, wenn er sehr genau aufpaßt. Wird in Amerika mehr nachgedruckt, so geschieht es nur, weil gesetzlich erlaubt ist, während man den deutschen Verleger, der das Selbe thut, wenigstens zu einer kleinen Entschädigung zwingen kann, allerdings auch dort nur mit einigen Mühen und Kosten. Deshalb fordert man nun von dem amerikanischen Verleger, er solle aus gutem Herzen für Etwas bezahlen, das er umsonst nehmen darf und das alle seine Konkurrenten ohne Scheu nehmen? Die heftigen Angriffe der deutschen Schriftsteller auf die deutsch-amerikanische Presse haben bis jetzt nur den einen Erfolg gehabt, daß Blätter, die früher wenigstens einen großen Theil ihres Inhaltes erwarben und honorirten, jetzt Alles ausschneiden und rücksichtslos nachdrucken. Man kann ihnen Das gar nicht verdenken; denn geschimpft wird doch, und wenn man schon fortwährend Dieb genannt wird, hat es keinen Zweck, den Scheltern auch noch unnöthige Opfer zu bringen.

Ich habe von einer zweifachen Nothlage der deutsch-amerikanischen Presse gesprochen. Neben der Nothwendigkeit, sich gegen die Konkurrenz zu schützen und mit ihr auf gleichen Fuß zu stellen, besteht nämlich die Thatsache, daß heute in den Vereinigten Staaten kaum noch eine deutsche Zeitung vorhanden ist, die für Alles, was sie aus deutschen Zeitungen und Zeitschriften entnimmt, bezahlen kann. Die Zeiten sind vorüber, in denen die deutschen Zeitungen in Amerika viel Geld verdienen; die meisten schlagen sich nur noch mit Mühe

durch und die Blätter, die jetzt einen nennenswerthen Ueberschuß abwerfen, lassen sich an den Fingern einer Hand aufzählen. Das liegt nicht so sehr an dem Rückgang des Deutschthumes wie daran, daß das Publikum heute viel größere Ansprüche macht und auch von den deutschen Zeitungen mehr verlangt als früher; und ein großer Theil der deutschen Einwanderer versteht schon bei der Ankunft genug Englisch, um amerikanische Zeitungen lesen zu können. Der Abschluß eines Vertrages, durch den den deutschen Schriftstellern voller Schutz in den Vereinigten Staaten gewährt wird, würde die deutsch-amerikanische Presse zwingen, entweder den Theil, den sie der Belletristik widmet, vollständig fallen zu lassen oder sich auf den Nachdruck älterer Werke, die nicht mehr geschützt sind, zu beschränken. Das wäre auf lange Zeit hinaus ganz gut möglich; denn die deutsche Literatur ist reich an Romanen und Novellen, die der jetzigen Generation unbekannt sind, ihr aber, trotz dem Alter, ganz gut gefallen würden. Der deutsche Schriftsteller könnte also dadurch nichts gewinnen, so weit sein pekuniäres Interesse in Betracht kommt; denn ob seine Werke gar nicht oder ohne Bezahlung nachgedruckt werden, ist für ihn gleichgiltig, so lange sich ihm nur um den Geldpunkt handelt. Eine andere Frage ist freilich, ob es für ihn nicht noch besser ist, unbezahlt als überhaupt nicht nachgedruckt zu werden. Schließlich beweist Das doch immer eine Werthschätzung, die angenehm berührt; und außerdem hat es auch eine praktische Seite. Sein Name wird in weiteren Kreisen bekannt und die Nachfrage nach seinen Werken steigt sich. Ich weiß aus meiner langjährigen journalistischen Thätigkeit, daß die Veröffentlichung eines Romanes in einer Zeitung in vielen Lesern den Wunsch entstehen ließ, das Werk in Buchform zu besitzen, und ich könnte eine ganze Reihe von Fällen anführen, in denen Schriftsteller nur dadurch in den Vereinigten Staaten bekannt wurden und für ihre Werke Abjaß fanden, daß einer ihrer Romane nachgedruckt oder, wenn man es nun so nennen will, gestohlen worden war. Als ein newyorker Blatt „Törn Uhl“ abdruckte, entstand sofort eine ganz beträchtliche Nachfrage nach den Werken Gustavs Frenssen; auch „Hilligenlei“ wurde stark gekauft, trotzdem es von keiner Zeitung gebracht worden war. Eben jetzt hat eine Zeitung einen alten Roman von Lanera nachgedruckt und kein Tag vergeht, ohne daß Anfragen einlaufen, wo das Werk in Buchform zu haben ist. Damit will ich nun weder die vor-handenen Zustände verteidigen noch etwa den deutschen Schriftstellern rathen, den Nachdruck zu fördern, um sich auf diese Weise bekannt zu machen und den Verkauf ihrer Werke zu erweitern, aber ich möchte darauf hinweisen, daß es immer noch besser ist, wenn ihre Erzeugnisse überhaupt nachgedruckt werden, so lange sie die Bezahlung doch nicht erzwingen können.

Vor einiger Zeit fand ich in den Zeitungen eine Liste, in der deutsche Schriftsteller die Verluste angaben, die sie durch den Nachdruck ihrer Werke

in Amerika nach ihrer Ansicht erlitten hätten. Mehr als einer der Herren bezifferte seinen Verlust auf achtzig- bis hunderttausend Mark und die Gesammtsumme belief sich auf viele Millionen. Das hat uns hier ein leises Lächeln abgezwungen; denn so viel Geld könnten alle deutschen Zeitungen in Amerika zusammen in Jahrzehnten nicht für Romane aufbringen. Wirkliche Verluste, solche, die durch das Bestehen eines Vertrages vermieden worden wären, haben nur die Schriftsteller erlitten, deren Werke ins Englische übersetzt worden sind; denn alle anderen, die keine Bezahlung erhielten, wären eben für Geld nicht nachgedruckt worden. Das ist ein wichtiger Punkt, den die deutschen Schriftsteller scharf ins Auge fassen und auf den sie ihre ganze Kraft konzentriren sollten; vielleicht können sie die honorarlose Veröffentlichung von Uebersetzungen ihrer Werke verhindern, kaum aber für geistiges Eigenthum, das nicht in Amerika gedruckt worden ist, Schutz erhalten. Von den Verlegern der Uebersetzungen können sie auch Honorare erhalten, um die zu kämpfen lohnt; denn man darf nicht vergessen, daß der Leserkreis für deutsche Bücher in den Vereinigten Staaten eng ist und immer enger wird, während es für die Verbreitung von englischen Büchern kaum Grenzen giebt. Thatsächlich haben ja auch einige deutsche Schriftsteller, vor Allen Friedrich Spielhagen, schon zu einer Zeit, als überhaupt noch kein Vertrag vorhanden war, Verleger für Uebersetzungen ihrer Werke gefunden. Das könnte wieder geschehen, zumal das Interesse für die deutsche Literatur bei den Amerikanern stetig wächst.

Von Deutschland aus wird fortwährend gepredigt, die Deutschen in Amerika müßten sich ihr Deutschthum bewahren. Das können sie aber ohne Hilfe, die aus dem Reich kommt, nicht thun. Sie sind in einem Land, in dem die englische Sprache die Nationalsprache ist, und sind gezwungen, diese Sprache zu erlernen. Ihre Kinder lernen Englisch und sind, so sehr die Eltern sich auch bemühen mögen, sie in Geist und Denken deutsch zu erhalten, doch Amerikaner. Wo Vater und Mutter schwer zu kämpfen haben, um sich eine Stellung zu erringen und sich in ganz neue Verhältnisse einzuleben, ist es ihnen unmöglich, sich so eingehend mit den Erzeugnissen des Geistes zu beschäftigen, daß sie völlig auf dem Laufenden bleiben. Neue Erscheinungen bleiben ihnen unbekannt, wenn sie nicht durch die deutsche Presse davon unterrichtet werden. Es ist sehr leicht, die Forderung zu stellen, die Deutschen in Amerika seien verpflichtet, sich über Alles, was in Deutschland auf geistigem Gebiet vorgeht, zu unterrichten; aber nur der ganz Unkundige wird dieses Verlangen für berechtigt halten. Der Deutsche, der sich dauernd in Amerika niedergelassen hat, muß sich bis zu einem gewissen Grad amerikanisieren; er darf nicht vollständig deutsch bleiben, weil er sonst nicht Wurzel fassen und zum Erfolg kommen kann. Er ist außerdem durch die intensive Arbeitsweise so in Anspruch genommen, daß ihm nur wenig Kraft und Zeit bleibt, um geistige Interessen

zu pflegen. Hat er sich durchgerungen und nun mehr Ruhe, so ist die Verbindung mit dem geistigen Leben Deutschlands meist schon lange unterbrochen und er weiß nicht, was geschehen ist, seit er das Vaterland verließ. So kommt es, daß Alles, was das junge Deutschland auf den Gebieten der Kunst und Literatur heroorgebracht hat, den meisten Deutschamerikanern unbekannt geblieben ist. Sie erfahren von neuen Büchern, neuen Schriftstellern nichts, wenn ihr Appetit nicht durch die Zeitungen geweckt wird. Der deutsche Schriftsteller, der darauf besteht, daß kein seiner Werke in Amerika nachgedruckt wird, wenn er nicht dafür das ihm zustehende Honorar erhält, errichtet dadurch zwischen sich oder dem deutschen Leben im Reich und den Deutschen im Ausland eine Scheidewand, die deren Amerikanisirung beschleunigt. Sollte diese Thatsache, die unbestreitbar ist, nicht von deutschen Schriftstellern in Erwägung gezogen werden, so lange sie die ihnen zustehende Bezahlung doch nicht erzwingen können? Ich meine damit nicht, daß deutsche Schriftsteller irgendwelche Verpflichtung haben, für die Erhaltung des Deutschthumes in den Vereinigten Staaten Opfer zu bringen; aber ich möchte darauf hindruten, daß sie nicht gerade die deutsch-amerikanischen Zeitungen, die ihnen doch immerhin noch nützen, zum Gegenstand ihrer Angriffe machen sollen.

Der jetzige Vertrag, durch den der deutsche Schriftsteller sich gegen Nachdruck innerhalb eines Jahres schützen kann, erscheint mir werthlos; er ist vielleicht sogar schädlich. Ist das Werk wirklich werth, nachgedruckt zu werden, so wird Das nach Ablauf eines Jahres genau so geschehen wie gleich nach seinem Erscheinen. In den meisten Fällen wird nur verhindert, daß das Werk und damit der Verfasser überhaupt bekannt wird. Man will den Bewohnern der Vereinigten Staaten also erschweren, sich mit den Erzeugnissen der deutschen Literatur bekannt zu machen, ohne daß ein Vortheil für eine der beiden Seiten heraussprünge. Der Vertrag, wie er jetzt besteht, hat alle Nachteile eines Kompromisses, ohne einen einzigen Vorzug.

Oft hört man, die jetzigen Zustände machten das Entstehen einer deutsch-amerikanischen Literatur unmöglich, weil der freie Nachdruck deutscher Werke deutschen Schriftstellern in Amerika den Boden unter den Füßen wegsiehe. Das erscheint mir haltlos. Es ist schon nicht ganz klar, was unter deutsch-amerikanischer Literatur überhaupt verstanden werden soll. Eine Literatur, die nicht mit dem Leben und innersten Wesen eines Volkes zusammenhängt, giebt es überhaupt nicht. Es kann deutsche und amerikanische Schriftsteller geben, aber niemals deutsch-amerikanische; denn es giebt kein deutsch-amerikanisches Volk oder Geistesleben. Was man so nennt, ist ursprünglich deutsch gewesen und mehr oder weniger durch amerikanische Denkweise gefärbt. Die deutsch-amerikanischen Schriftsteller sind Deutsche, die vielleicht amerikanische Stoffe verarbeiten oder amerikanische Art mit Geschick nachahmen. Einer der



Verfechter des Gedankens, die Verhinderung des Nachdruckes könne die Entwicklung einer deutsch-amerikanischen Literatur zur Folge haben, sagt: „Nicht der ungehinderte Nachdruck ist der Lebensnerv der deutsch-amerikanischen Presse, sondern ein eigenes, frisches, feineres deutsch-amerikanisches Geistesleben.“ Wo das herkommen soll, sagt er aber nicht; und wird es auch nie Einem erklären können, der nur einigermaßen Bescheid weiß. Was ich über den Deutsch-Amerikaner gesagt habe, wird Jedem verständlich machen, daß ein „frisches, feineres deutsch-amerikanisches Geistesleben“ aus dem Deutschthum in den Vereinigten Staaten niemals ohne äußeren Anstoß entstehen kann. Davon können nur Leute träumen, die bloß körperlich in Amerika leben, geistig aber dem Lande ewig fremd geblieben sind; und sie sind eben so selten wie die Andern, die heute noch glauben, es wäre möglich, die Vereinigten Staaten ganz oder wenigstens zum Theil deutsch zu machen. Ueberhaupt ist die Frage von solcher Bedeutung, daß die paar Schriftsteller, die in Amerika in deutscher Sprache schreiben, nicht in Betracht kommen können. Sie finden ein größeres und empfänglicheres Publikum in Deutschland und würden auch dann nicht viel an die deutsche Presse in Amerika absetzen können, wenn diese nicht länger deutsche Sachen umsonst abdrucken dürfte. Auf die Gründe für diese Ansicht kann ich hier nicht eingehen; aber erwähnen möchte ich, daß diese Schriftsteller, so talentvoll sie sein mögen, doch keine Eigenart besitzen, die als deutsch-amerikanisch bezeichnet werden kann. Sie bleiben immer Deutsche und haben eigentlich keinen besonderen Grund zu Klagen, so lange sie die Früchte ihrer Thätigkeit in Deutschland absetzen können. Daß es ihnen nicht möglich ist, ihre Erzeugnisse zweimal zu verkaufen, einmal in Deutschland und dann wieder an eine deutsch-amerikanische Zeitung (mehr als zwei oder drei wären es nicht), ist am Ende doch nicht Grund genug, auf sie besondere Rücksicht zu nehmen.

Niemand wird sich der Ueberzeugung verschließen können, daß die Verhältnisse jetzt unwürdig sind, und Niemand wird von deutschen Schriftstellern fordern, daß sie ruhig zusehen sollen, wie sie um die Erzeugnisse ihres Geistes gebracht werden. Aber jeder ruhige Beobachter muß auch bedenken, daß in anderen Ländern, mit dem das Reich Verträge schließt, kein der Zahl nach starkes Deutschthum um die Erhaltung seiner Sprache und seines Wesens ringt. Das hat der Patriot zu erwägen. Die Schwierigkeiten, die den Abschluß eines den deutschen Schriftstellern genügenden Vertrages hindern, sind aber rein wirthschaftspolitischer Art. Das ist der Kernpunkt, der bei der Agitation im Auge behalten werden muß. Diese ist nutzlos, so lange sie sich gegen Parteien wendet, deren Schuld nicht ist, daß noch kein Ausweg gefunden wurde.

New York.

Georg von Skaf.



## Die Nationalitäten in Ungarn.

Wenn ich um die Erlaubniß bitte, von der Tribüne dieser angesehenen und weitverbreiteten Zeitschrift einige aufrichtige Worte über die Nationalitätenfrage in Ungarn zu sprechen, so geschieht es nicht in der Hoffnung, die Gegner und Feinde des modernen Ungarn zu beruhigen (sie wollen sich nicht beruhigen lassen), sondern, um einige Thatfachen festzustellen, die jedem objectiv Denkenden deutlich beweisen müssen, daß die Angriffe gegen Ungarn und insbesondere die Angriffe gegen die Nationalitätenpolitik Ungarns, denen man jetzt nicht nur in der österreichischen, sondern auch in der deutschen, französischen und sogar in der russischen Presse begegnet, fast jeder sachlichen Grundlage entbehren. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Angriffe sehr geschickt vorbereitet werden. Einzelne Nationalitäten in Ungarn, vor Allem die Rumänen und die Slowaken, haben das Meisterstück geleistet, einem Theil der Oeffentlichen Meinung Westeuropas eine Antipathie, vielleicht auch eine Antipathie gegen Ungarn, besonders gegen die Magyaren, zu suggeriren, was um so überraschender ist, als Ungarn in Deutschland, Frankreich und England sich lebhafter Sympathien erfreute. Viel bedeutsamer als die Verse des deutschen Dichters, dem das Wams zu eng ward, wenn er den Namen Ungarn hörte, sind die Briefe Bismarcks und kennzeichnend für die Stimmung, die ehdem in Frankreich und England bestand, sind die Berichte über die Aufnahme Andraffys und Teleki's in Frankreich und Kossuth's in England. Tempus passati. Heute findet man in der ausländischen Presse schwere Anklagen wider Ungarn, die darin gipfeln, daß im Reich der Stephanskrone die Nationalitäten unterdrückt werden, daß hier ein Schredensregiment eingeführt sei, unter dem Kroaten, Rumänen, Slowaken, Serben und Deutsche leiden, denen man alle Rechte und Freiheiten der Bürger, in allererster Reihe ihre Muttersprache, raube und deren wirtschaftliche Entwicklung oft geradezu verhindert werde. Hier sei nicht unterlucht, ob Franzosen und Engländer in ihren eigenen Staaten jene altruisische Politik verfolgen, die sie anderen Staaten empfehlen; auch auf die Polenpolitik Deutschlands, nicht einmal auf die Ruthenenpolitik Oesterreichs sei hingewiesen, die seit der Ermordung des Statthalters Grafen Potocki und dem blutigen Vorfällen in Czernichow allerdings mehr Aufmerksamkeit verdienen würde, als ihr zu Theil wird. Sagen darf man aber, daß mancher Nachbar über den Splitter im Auge Ungarns sich das Mundwerk zerreißt, während er den Balken im eigenen Auge nicht wahrnehmen will.

Den peinlichen, oft bis zur Roheit entartenden Nationalitätenhader in Oesterreich wird Niemand leugnen können. Dort liegen Deutsche und Tschechen einander in den Haaren, Slowenen und Italiener, Polen und Ruthenen bekämpfen einander, aber all diese Nationen und Nationalitäten sehen mit Entrüstung auf Ungarn, obwohl hier solche Zusammenstöße und Skandale, die in Oesterreich an der Tagesordnung sind, zu den größten Seltenheiten gehören. Die verschiedenen Volkstämme Oesterreichs mögen einander übrigens hassen und beschden: in ihrer Gegnerschaft gegen Ungarn sind sie fast immer einig. Viribus unitis. Und da der Weg von Ungarn nach Westeuropa über Oesterreich führt, ist es besonders die österreichische Presse, die das Ausland über ungarische Verhältnisse unterrichtet. Diese Presse ist aber Ungarn jetzt feindlich gesinnt. Das war einst ganz anders. Es gab eine Zeit in Ungarn, in der die politische Korruption in voller Blüthe stand, eine brutale Partei-

herrschaft die Nationalitäten so tyrannisierte, daß sie die Passivität aussprachen und am politischen Leben überhaupt nicht mehr Theil nahmen; aber damals hörte man im österreichischen Parlament, wo jetzt jeden Augenblick über Ungarn in unflätiger Weise geschimpft wird, kaum ein Wort des Tadel's. Damals herrschte Koloman Tisza in Ungarn: und ihm verzichen die Oesterreicher Alles. Die Deutschen in Oesterreich, die berühmten „Herbsteilosen“, verhüllten die Augen, verstopften die Ohren und schlossen den Mund, als die siebenbürgers Sachsen, dieser fernige deutsche Volksstamm; laute Klage über die Verfolgungen führten, denen sie von einzelnen Regierungsgorganen ausgesetzt waren. Politisch und wirtschaftlich stand Ungarn in Oesterreich's Diensten. Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft; noch sicherer große. Das offizielle Ungarn machte sich selbst Oesterreich tributär. Koloman Tisza hat seine Politik niemals klarer charakterisirt als in dem Satz: „Der ungarische Staatsmann muß verzichten lernen.“ Er und seine Partei hatten denn auch auf allen Gebieten abgizirt, nur um die Herrschaft im Land zu behalten. Alle Wünsche des Monarchen, insbesondere die militärischen Forderungen, wurden wortlos erfüllt, in allen für Oesterreich wichtigen Angelegenheiten wurde die nationale Opposition niedergerungen, gegen die finanzielle und wirtschaftliche Unabhängigkeit Ungarn's mit wahrer Verzweiflung gekämpft, als hätten eine ungarische Regierung und eine ungarische Regierungspartei keine hehrere Aufgabe als die, österreichischen Interessen zu dienen. Ungarn war damals Liebkind in Oesterreich. Die deutschen Parteien hatten einen besonderen Grund, mit Ungarn zufrieden zu sein, denn ihnen wurde, im Sinn des Ausgleiches, den Franz Deak schuf, die Vorherrschaft in Oesterreich eben so gesichert wie den Magyaren die Führung in Ungarn. Wohl waren die übrigen Nationalitäten Oesterreich's mit der politischen Suprematie der Deutschen unzufrieden, aber sie, namentlich die Tschechen, trösteten sich mit den wirtschaftlichen Vorteilen, die ihnen Ungarn gewährte. Handel und Industrie lagen in Ungarn darnieder. Die Kreditbedürfnisse deckten fast nur österreichische Finanzinstitute, die Industrieartikel lieferten meist österreichische Fabriken. Doch die Politik Koloman Tisza's, die allgemach eine Degeneration, geradegu eine Skatatur der Ausgleichs-politik Deak's und Andrássy's wurde, brach zusammen. Die „liberale Partei“, die dreißig Jahre Ungarn beherrschte, wurde immer schwächer, bis sie endlich von der Entrüstung der ungarischen Nation hinweggesetzt wurde. Je schwächer aber die liberale Partei ward, desto unerquicklicher wurde das Verhältnis Oesterreich's zu Ungarn. Die Versuche der liberalen Partei, ihren schwindenden Einfluß durch nationale Schöpfungen zurückzuerobern, das Bestreben dieser hinsiehenden Partei, den oppositionellen Gruppen populäre Programmpunkte zu entlocken (Expropriation der oppositionellen Programme nannte der Handelsminister Horváth dieses Vorgehen), weckte schon Mißtrauen in Oesterreich; und aus kleinen Divergenzen wurden allgemach graße Gegensätze. Als den Deutschen in Oesterreich die Fägel der politischen Führung aus den Händen genommen wurden, beurtheilten sie die Verhältnisse in Ungarn noch weniger freundlich; weil sie erwarteten, Ungarn werde gegen eine Föderalisierung Oesterreich's seine Stimme erheben, und weil die nationale magyarische Politik auf allen Linien Erfolge aufwies. Die zur Macht gelangten nationalistischen Parteien Oesterreich's, insbesondere die Polen, waren wohl anfangs geneigt, ein erträgliches Verhältnis mit Ungarn herzustellen; als aber neben den Tendenzen der politischen Unabhängigkeit auch die Tendenzen der wirtschaftlichen Unabhängig-

keit zum Siege gelangten, Ungarn finanziell und industriell sich von Oesterreich trennen wollte, die Industrieförderung von Staates wegen eifrig betrieben wurde, die Möglichkeit, ja, Wahrscheinlichkeit eines selbständigen Zollgebietes näherrückte, die Errichtung einer selbständigen ungarischen Notenbank das Lösungswort der größten politischen Partei blieb, da wandelten sich langsam auch die Freunde Ungarns in Oesterreich zu Feinden. Die liberalen deutschen Parteien suchten die christlich-soziale Partei, die aus dem Schlagwort: „Gegen Ungarn!“ eine Wahlparole machte, zu überbieten, weil sie fürchteten, noch mehr Einfluß zu verlieren; die Czechen entdeckten plötzlich ihr Herz für die Slowaken, die Kroaten demonstrierten für ihre Stammesbrüder an der Drau und die Wiener begeisterten sich für die Rumänen. Selbst die historische Wissenschaft in Oesterreich bekam einen ungarneindlichen Einschlag. Das ungarische Staatsrecht, das man in Oesterreich seit dem Augenblick, wo die unpopuläre liberale Partei verschwand und die volkstümlichen nationalen Parteien, die ungarische Koalition, ans Ruder gelangten, in der Presse zum Gegenstand der gehässigsten Kritik machte, wurde in Brochuren und Büchern förmlich totgeschlagen. Ungarn sei kein selbständiger Staat, Ungarn sei ein Kronland, Ungarn sei ein Theil des Gesamtstaates, Großösterreichs nämlich: all diese absurden Behauptungen hörte man und die Annäherung, Herrschsucht und Tyrannei des magyarischen Stammes wurden täglich mit Hilfe von irrigen Informationen nationalistischer Pöbel aus Ungarn gepefult. Da das Ausland Ungarn leider fast nur durch die österreichische Brille sieht, fand schließlich auch der österreichische Groll und das ungerade, nicht aus sachlichen, sondern aus selbstischen politischen und wirtschaftlichen Motiven hervorgegangene unfreundliche Urtheil Oesterreichs in die ausländische Presse Eingang und in Deutschland bekämpfen zahlreiche Blätter in leidenschaftlich gehässiger Weise die ungarische Nationalitätenpolitik; ja (Das ist wohl der Gipfel), die Alideutschen schwärmten plötzlich für die Slaven in Ungarn.

Sind nun diese Anklagen begründet? Werden die Nationalitäten in Ungarn unterdrückt? Werden die fremdsprachigen Bewohner des Reiches der Stephanskronen ihrer Nationalität beraubt, in Kirche und Schule drangsalirt, wirtschaftlich geschädigt, kulturell zurückgedrängt? Wer die Verhältnisse kennt, wird mit einem einfachen Nein auf diese Fragen antworten. Doch es ist nothwendig, nicht nur die Unrichtigkeit und Unwahrheit der gegen Ungarn gerichteten Angriffe in der Nationalitätenfrage zu konstatiren, sondern auch nun, nachdem die Quellen des unreinen Stromes gezeigt sind, die Verhältnisse zu schildern, wie sie sind. Die Wortführer der Nationalitäten in Ungarn legen das Schwergewicht ihrer Anschuldigungen auf den Vorwurf, daß die ungarische Regierung das von Deak und Eötvös 1868 geschaffene Nationalitätengesetz nicht respektirt und eine chauvinistische, Recht und Gesetz verletzende Politik verfolgt. Schon der Umstand, daß der Chef der Regierung heute Deckerle heißt, läßt erwarten, daß die Magyarisirungen denzen nicht gerade mild sind und auch die Behauptung, daß nur der Nichtmagyar in Ungarn Karriere machen kann, der seinen Namen verändert und seinen Ursprung verleugnet, kaum ernst zu nehmen ist. Wer nun das ungarische Nationalitätengesetz betrachtet, wird sehen, daß dieses Gesetz den nationalistischen Anklagen widerspricht. Diese Anklagen gipfeln darin, daß die magyarische Sprache den Nationalitäten in ungesetzlicher Weise oktroyirt wird; diese Anklagen fallen aber in sich zusammen, wenn man nur den ersten Paragraphen des Nationalitätengesetzes liest. Dieser lautet in der ungelenten offiziellen deutschen

Uebersetzung: „Da vermöge der politischen Einheit der Nation die Staatsprache Ungarns die ungarische ist, so ist die Berathungs- und Verhandlungssprache des ungarischen Reichstages auch fernerhin ausschließlich die ungarische; die Gesetze werden in ungarischer Sprache geschaffen, sie sind jedoch auch in den Sprachen aller im Lande wohnenden Nationalitäten hinauszugeben; die Amtssprache der Regierung des Landes ist auch fernerhin in allen Zweigen der Verwaltung die ungarische.“

Dieser Paragraph spricht so deutlich, daß eigentlich jeder Kommentar überflüssig erscheint. Da aber in den systematischen Angriffen gegen die Nationalitätenpolitik der ungarischen Regierung immer wieder an Deak und Eötvös erinnert wird, die beiden Staatsmänner, die das Gesetz schufen, seien auch einige Worte aus den Heften dieser beiden Politiker citirt. Deak sagte 1868, daß langwierige Auseinandersetzungen über die Nationalitätenfrage vermieden werden können und nur zwei Momente ins Gewicht fallen: Erstens, daß „in Ungarn nur eine politische Nation besteht: die einheitliche, untheilbare ungarische Nation“; und zweitens, daß die Wünsche der verschiedenen (nichtungarischen) Nationalitäten nur insoweit in Erwägung gezogen werden können, wie es die Einheit des Staates, die Bindungen der Regierung und die Anforderungen der Gerechtigkeitspflege nothwendig erscheinen lassen. Eötvös ergänzte die Worte Deaks mit dem Hinweis darauf, daß Niemand eine andere Lösung der Nationalitätenfrage wünschen könne, weil jede andere Lösung „die zweckmäßige Wirksamkeit der Verwaltung und der Justiz eben so wie die Einheit des Vaterlandes und dessen Zukunft gefährden würde“. Doch selbst ein scharfer Gegner Ungarns, der Historiker Helfert, ein Treisächte österreicher Währung, muß die Richtigkeit dieses Standpunktes, wenn auch ungern, zugeben, denn er sagt in seinem neuesten Werk: „Daß die magyarische Nationalität (soll wohl heißen: Nation) für die ‚politische‘ des Landes erklärt wurde, möchte hingehen; war es doch ohne Frage im Lauf der Geschichte sie, die das zusammenhaltende Band des ungarischen Staates bildete, Auch daß sie ihre Sprache zur ‚diplomatischen‘, zur Amtssprache und gemeinsamen Verhandlungssprache machen wollte, ließ sich allenfalls hören...“ Trotzdem wird jetzt Ungarn ein Vorwurf daraus gemacht, daß es seine eigenen Gesetze achtet und durchführt und die Nationalitätenfrage nicht nach österreichischen Gesetzen regeln will, wo es bekanntlich keine Staatsprache giebt, ja, nicht einmal einen einheitlichen Staat mit einem gesetzlich festgestellten Namen.

Das ungarische Nationalitätengesetz verleiht allerdings den Nationalitäten viele Rechte; und sie bestehen nicht nur auf dem Papier. In den Komitatsversammlungen hat nicht nur Jeder das Recht, in seiner Muttersprache zu reden, sondern man macht hiervon auch oft Gebrauch, selbst wenn man der Staatsprache mächtig ist. Bei den Gemeindegewählten können Kläger und Beklagte in ihrer Muttersprache reden; was sie auch thun. Die kirchlichen Gerichte haben das Recht, ihre Amtssprache selbst zu bestimmen, aber es ist noch nicht vorgekommen, daß die erwähnten Nationalitäten, von ihrem Recht Gebrauch machend, die Staatsprache gewählt hätten. Die Gemeindebeamten sind verpflichtet, die Sprache der Bewohner zu gebrauchen, und es ist eine Seltenheit, daß die Beamten nicht die Sprachen aller Nationalitäten ihres Kreises verstehen, obwohl in manchen Bezirken neben den Magyaren auch noch Deutsche, Serben und Rumänen wohnen. Was das Nationalitätengesetz vorschreibt, wird, so weit es überhaupt möglich ist, von der Regierung gethan; doch man kann nicht behaupten, daß auch alle Nationalitäten es thun.

Wegen die Deutschen in Ungarn wird kein Gerechter ein Wort des Vorwurfs erheben. Sie fordern die Einhaltung des Nationalitätengesetzes in Kirche und Schule und respektieren selbst das Gesetz. Unter den banater Schwaben und in der jüngsten Zeit auch unter den siebenbürger Sachsen findet man keine Hejer gegen den ungarischen Staat. Eben so sind die Serben in Ungarn (nicht in Kroatien und Slavonien) mit ihren gesetzlich gewährleisteten Rechten zufrieden. Anders die Slowaken und Rumänen, die mit ihren Klagen und Anklagen die auswärtige Presse füllen.

Die Kroaten, die man im Ausland zu den unzufriedenen Nationalitäten Ungarns rechnet, kann ein Kenner der Verhältnisse hier gar nicht erwähnen, denn die Kroaten besitzen eine beispiellos liberale Autonomie; die kroatische Sprache wird von der ungarischen nicht unterdrückt, sondern die ungarischen Schulen werden in Kroatien verfolgt. Daß die Kroaten auch auf dem ungarischen Reichstag kroatisch sprechen und obstruieren dürfen, haben die letzten Monate bewiesen, obgleich erwähnt werden muß, daß der von den Nationalitäten verherrlichte Baron Eötvös schon vor fünfzig Jahren forderte, daß auch die Kroaten sich der ungarischen Sprache im ungarischen Parlament bedienen sollen, was übrigens noch früher auch schon in einem Gesetz festgelegt wurde. Davon schweigt man aber. Die Slowaken und Rumänen führen den Reigen. Da sei denn betont, daß das Gros der Slowaken und Rumänen nicht etwa unzufrieden ist, sondern nur von Agitatoren, deren Beziehungen zu Oesterreich und Rumänien offenkundig sind, gegen den ungarischen Staat ausgehetzt werden. Im Rahmen des Nationalitätengesetzes kann jede Nationalität sich in Ungarn frei entwickeln; aber die Agitationen bezwecken nicht die Respektirung des Nationalitätengesetzes (wie so oft behauptet wird), sondern diese Agitationen sind gegen die Einheit des ungarischen Staates und gegen die Staatssprache selbst gerichtet, wie zahlreiche Bücher und Zeitungen in slowakischer Sprache, ja, sogar politische Programme beweisen, die einzelne Komitate Ungarns Oesterreich, andere ungarische Komitate wieder Rumänien angliedern wollen. Bei den unzähligen Prozeßproben, die Jahr vor Jahr stattfinden, werden Artikel verlesen, die man in England oder Deutschland für unmöglich hielt; denn daß die Staatssprache als „Barbarensprache“ und die Ungarn als „Raubernation“ bezeichnet werden, ist darin noch ungefähr das Harmloseste, was man bei dieser Gelegenheit vernehmen kann. Die weitestgehende Pressfreiheit gestattet nicht nur die Entwicklung der nationalen Pressen (es giebt hundertzweihundert nichtmagyarische Zeitungen in Ungarn), sondern auch die Verbreitung aller gegen den Staat gerichteten Schmähungen, die allerdings ihren Zweck erreichen, denn sie tragen Unzufriedenheit in die Massen, denen man predigt, daß sie von den Magyaren geknechtet und der Muttersprache beraubt werden. Wie verhält es sich nun in Wirklichkeit mit dieser Unterdrückung der Muttersprache? Dem Erwachsenen kann man seine Muttersprache nicht rauben; und in der That sprechen nicht mehr als 30 Prozent Deutsche, 15 Prozent Slowaken, 11 Prozent Serben und 8 Prozent Rumänen die magyarische Staatssprache. Allerdings könnten durch ein brutales Schulgesetz die Kinder magyarisiert werden. In den nationalistischen Brandschriften wird denn auch behauptet, daß der größte Theil der nationalistischen Schulen, die aus Kirchenfonds erhalten werden, schon magyarisiert sei und es keine Schule gebe, in der nicht die Staatssprache in brutaler Weise herrsche. Der ungarische Unterrichtsminister hat berichtet, daß von den 16 000 Elementarschulen in Ungarn 60 Prozent ungarisch und 40 Prozent gemischt-

sprachig sind. Da von den gemischtsprachigen Schulen sehr viele eine staatliche Subvention genießen, sollte man annehmen, daß überall die Staatsprache mindestens nebenbei gelehrt werde; aber der bekannte Gelehrte und Direktor des budapester politischen Institutes Vargha theilt mir mit, daß mehr als 3000 Volksschulen in Ungarn existiren, in denen die ungarische Sprache überhaupt nicht gelehrt wird. Doch auch diesen Schulen wird eine staatliche Subvention von 2 Millionen Kronen zu Theil. War zu unduldsam und brutal kann man diese Nationalitätenpolitik der ungarischen Regierung kaum nennen. Doch nach den Anklagen zu urtheilen, die wider die ungarische Regierung erhoben werden, sollte man meinen, viele slowakische oder rumänische Schulen seien gesperrt und seit der gerade von allen nationalitätlichen Feinden gepriesenen (allerdings nur im Ausland gepriesenen) Kera Deaf-Eötvoes seien die fremdsprachigen Schulen mindestens dezimirt worden. Die mir vom Statistischen Amt zur Verfügung gestellten Daten geben freilich ein eigenartiges Bild, das durchaus nicht die Erfolge der Magyarisirungspolitik in den nationalitätlichen Schulen beweist, wenigstens nicht in dem Sinn, wie man jetzt im Ausland glauben machen möchte. Die deutschen und die serbischen Schulen kommen wohl nicht in Frage; immerhin sei erwähnt, daß die Zahl der deutschen und serbischen Schulen wesentlich zugenommen hat. Auch die slowakischen Klagen sind ganz unbegründet. Im Jahr 1869 bestanden in Ungarn 1821 slowakische Schulen; jetzt ist in 1838 Schulen die slowakische Sprache zu finden. Vergleicht man nun gar die rumänischen Schulen von einst mit denen von heute, so ergibt sich, daß die rumänische Sprache in 2926 Schulen (gegen 2569 im Jahr 1869), also in fast 400 Schulen mehr vorkommt; wobei noch zu bemerken ist, daß in 2440 rumänischen Volksschulen ausschließlich in rumänischer Sprache unterrichtet wird. Während fast in allen deutschen Schulen Ungarns die Staatsprache gelehrt wird (denn von 1200 Schulen ist nur in 240 der Unterricht ausschließlich deutsch), kommt in den 2926 rumänischen Schulen die ungarische Staatsprache nur in 486 Schulen zu Wort. Wer darin eine Unterdrückung der in Ungarn lebenden Nationalitäten sieht, mag es thun.

Die „hunische Tyrannei“, die herzlos den Kindern ihre Muttersprache raubt, wird wohl jeder ernste Mensch, der die hier verzeichneten Thatsachen kennen lernt, in das Gebiet der Fabel verweisen. In Kirche und Schule übt die ungarische Regierung keinen Druck auf die Nationalitäten aus, die hier, was Religion und Sprache betrifft, wirklich nach ihrer Façon fertig werden können. Wie verhält es sich nun mit der angeblicher Unterdrückung auf wirtschaftlichem Gebiet? Auch da hört man weder von Deutschen noch von Serben, nicht einmal von Ruthenen und Wenden Klagen; wieder sind es die Slowaken und Rumänen, die im Ausland als unterdrückt hingestellt werden. Auch wirtschaftlich soll ein Rückgang seit der Kera Deaf zu verzeichnen sein. Wer sich nur die Mühe nimmt, die Entwicklung des ungarischen Staatsbudgets seit dem angeblichen Jahr des Heils 1867 und die konstante Erhöhung der Steuereinnahmen zu verfolgen, Der wird die Absurdität dieser Behauptung erkennen. Wer gar Gelegenheit hatte, slowakische oder rumänische Dörfer vor vierzig oder dreißig Jahren zu besuchen und heute wiederzusehen, Der muß über den großen Fortschritt staunen. Freilich lassen Kultur und Civilisation noch Manches zu wünschen übrig. Wohl herrscht noch in manchen von den Nationalitäten bewohnten Gegenden große Armuth; aber die wirtschaftlichen Verhältnisse sind dennoch unvergleichlich besser, als sie damals waren. Meine Versicherungen haben

wohl nicht mehr Beweiskraft als die Behauptungen der nationalistischen Agitatoren, die das Gegentheil in allen westeuropäischen Sprachen künden; doch darf ich auf die alte Erfahrung hinweisen, daß arbeitende Bevölkerungsschichten wirtschaftlich gedeihen. Und Fleiß und Arbeitsamkeit und überdies Sparsamkeit und Gedulgsamkeit muß man den Slowaken und Rumänen nachrühmen. Daß die Rationalitäten in Ungarn übrigens auch in wirtschaftlicher Beziehung vom Staat und von den Regierungen nicht verfolgt wurden oder jetzt gehemmt werden, zeigt sich deutlich auf zwei wirtschaftlichen Gebieten, auf denen der Regierung jedenfalls ein mächtiger Einfluß zusteht. In anderen Staaten hat man oft beobachtet, daß durch Verfügungen der Regierung einzelnen Volkstämmen die Erwerbung von Grundbesitz erschwert, oft sogar ganz unmöglich gemacht wurde und daß man der Gründung von Aktiengesellschaften, die Geldgeschäfte betreiben wollten, Hindernisse in den Weg legte. Den ungarischen Regierungen wäre es wohl möglich gewesen, nach berühmten Mustern direkt und indirekt die wirtschaftliche Entwicklung der Nationalitäten zu verhindern; aber sie hat das Gegentheil gethan. Nach den amtlichen Daten haben die Nationalitäten, insbesondere die Slowaken und Rumänen, großen Grundbesitz in Ungarn erworben. Die Slowaken in Nordungarn, die Rumänen in Südungarn und ganz besonders in Siebenbürgen haben weite Gebiete fruchtbaren Bodens erworben; den Slowaken haben die nach Amerika ausgewanderten Arbeiter, den Rumänen die rumänischen Finanzinstitute die nöthigen Mittel vorgestreckt.

Sind schon diese Feststellungen geeignet, die Anklagen gegen die ungarische Unterdrückung der Nationalitäten in einem seltsamen Licht erscheinen zu lassen, so werden die Anschuldigungen geradezu komisch, wenn man die fast verblüffend zu nennende Vermehrung der nationalistischen Finanzinstitute bedenkt. Hier fehlt leider eine amtliche Statistik und die folgenden Daten habe ich mir selbst gesammelt. Thatsache ist, daß die Rationalitäten im Jahr 1867, ja, noch im Jahr 1870 kein einziges Bankinstitut und keine einzige Sparkasse besaßen und daß sie jetzt deren mehr als hundert im Lande besitzen. Dazu kommt aber noch ein Moment, das bezeichnend für die wahren Verhältnisse in Ungarn ist. Die meisten dieser nationalistischen Banken und Sparkassen haben ihre Firmen nicht einmal in der Staatsprache protokolliert. Die Rumänen gaben ihren Banken und Sparkassen oft sogar Namen, die einen Affront für den ungarischen Staat bedeuten, denn sie bestimmten die Firmen nach dem Ort, in dem das Institut errichtet wurde, aber dieser Name wurde nicht ungarisch, wie er in unserer Geschichte verzeichnet ist, sondern rumänisch beim ungarischen Handelsgericht angemeldet. Begründet wurden: in Abudbanya 1887 die Kuraria; in Nagygy 1903 Georgena; in Alfoporum-baf 1900 Porumbacrena; in Mjovinere 1901 Benetiana; in Mjosiwiß 1893 Olteana; in Arad 1887 Victoria; in Balazsfalva 1886 Patricia; in Banffy-Hunyad 1895 Bladeasa; in Baczarozsyno 1903 Reşnovean; in Beregfy 1895 Beregiana; in Beszterce 1888 Bistritiana; in Beszterce 1903 Corona; in Boicza 1897 Zarandea; in Boicza 1903 Turnu Roşu; in Bogovics 1897 Almanaia; in Bogovics 1897 Kera; in Bucsum 1895 Detunata; in Bufobecz 1901 Banata; in Csakoba 1904 Ciacobana; in Dees 1890 Someşana; in Dees 1901 Banca Popolare; in Dobra 1899 Granitebul; in Nagybecskerek 1904 Agricola; in Facset 1891 Faşetana; in Felek 1903 Abrigeana; in Fogaras 1888 Furnica; in Gerbovacz 1899 Gerboviceana; in Gyulafehérvar 1892 Julia; in Hatjzeg 1899 Hatiegana;



in Doboka 1899 Kiurea; in Karaneseß 1898 Seberineana; in Karaseß 1902 Sebešana; in Kistajan 1902 Tiblešana; in Kijeto 1904 Čhišeteneia; in Kóhalom 1902 Economi; in Kolozvár 1886 Economika; in Kornyabara 1905 Munteana; in Kudyár 1902 Eugierana; in Eiget 1901 Pandurcana; in Lippa 1893 Pipovana; in Lugoß 1889 Lugošana; ferner in der selben Stadt 1900 Poporul, 1903 Agricola, 1904 Concordia; in Mariaradna 1897 Muresannal; in Monor 1895 Monoreana; in Nagylak 1897 Rablacana; in Nagyfehét 1895 Barotana; in Nagygyimf 1903 Armonia; in Nagykomtat 1901 Čhiorona; in Nagyseben 1872 Albina (Zweig in Brassó) in Nagyvarad 1898 Bihoreanu; in Naszod 1873 Aurora; in Nemeshogjan 1895 Bocjana; in Offenbanja 1889 Munteanu; in Oradna 1884 Fortuna; in Oravicza 1892 Oraviciana; in Ojora 1893 Concordia; in Petrofseny 1904 Jiana; in Bojana 1891 Kielul; in Rebaujalu 1805 Sentinela; in Romanpetre 1897 Steaua; in Sajosolyomos 1894 Soimufana; in Sarkany 1903 Sercaiana; in Segesvár 1904 Lamoreau; in Szafal 1905 Sacana; in Lorda 1887 Muresiana; in Szaszseß 1887 Sebešana; in Szaszvaros 1885 Ardealana; in Szaszvaros 1901 Dacia; in Szilagysomlo 1888 Silvania; in Spinervaralja 1888 Satmoreanu; in Temesfubin 1900 Dunareana; in Temesvár 1895 Timisjana und in der selben Stadt 1903 Pastorul, 1904 Coroana; in Tirnava 1904 Ternošana; in Tohat 1896 Čhinteia; in Topanfata 1896 Voina; in Tócsvár 1895 Parfimonica; in Torda-Aranjos 1887 Kriesana; in Ujegyhá 1887 Cordiana; in Ud 1900 Unirea; in Vajdasahunyad 1895 Corvineau; in Varsely 1893 Alpiana; in Vastoh 1905 Soimul; in Versecz 1894 Luceferul; in Voita 1903 Voiteana; in Zalatra 1898 Blageana; in Zernest 1903 Creditul; in Zsibo 1897 Selagiana; in Zsidovin 1899 Herzovia. Die in der Staatsprache: protokollierten Firmen sind nicht mitangeführt.

Diese Liste mag vorläufig genügen. Jeder muß erkennen, daß der ungarische Staat, der sich, wie andere Staaten, die Aufsicht über die Aktiengesellschaften sichern konnte, die Ausbreitung dieser nationalistischen Geldinstitute zu hindern vermocht hätte, deren politischer Einfluß sehr groß ist und sich bei den Reichstagswahlen oft auch in ansehnlicher Weise geltend macht. Der ungarische Staat hat Das nicht gethan. Von 1867 bis 1872 wurde kein einziges nationalistisches Institut gegründet, aber jetzt vermehren sie sich rasch und in den letzten drei Jahren (meine Statistik reicht nur bis Ende 1904) wurde das Reg der nationalistischen Banken und Sparkassen über das ganze Land ausgedehnt, so daß heute mindestens 150 nationalistische Finanzinstitute in Ungarn bestehen, die meist mit ansehnlichem Aktienkapital, bedeutenden Einlagen und großem Nutzen arbeiten. So sieht die Unterdrückung der Nationalitäten auf wirtschaftlichem Gebiet aus.

Nur noch wenige Sätze will ich an diese Thatsache reihen. Daß die ungarische Regierung streng auf der Basis des Gesetzes steht, wenn sie der Staatsprache die ihr zukommende Geltung wahren will, ist nur zu loben. Graf Apponyi hat gesagt: „Da die ungarische Nation weder stumm noch taub ist, bedarf sie einer antiken Sprache für alle gemeinsamen Kundgebungen und diese Sprache ist die ungarische, die Sprache der absoluten Majorität.“ Diese Anerkennung der Staatsprache fordert aber der ungarische Staat und auch die von der Koalition gestellte Regierung, die man oft chauvinistischer Tendenzen beschuldigt, nur so weit, wie die Gesetze, zumal das von den Gegnern Ungarns immer wieder erwähnte Nationalitätengesetz, es vorschreiben. Uebergriffe einzelner Verwaltungsgorgane mögen vor-

kommen, der Ton, der gegen die Rationalitäten angeschlagen wird, mag auf der Tribüne und in der Presse manchmal zu scharf sein; aber wer gerecht ist, muß sagen, daß die ungarische Regierung die Vorwürfe nicht verdient, mit denen sie in der auswärtigen Presse überhäuft wird. Die meisten Steine werden gegen den Grafen Albert Apponyi, den ungarischen Unterrichtsminister, geschleudert, dessen "höhe" "Influenz" schon eine "Varantine" dafür wäre, daß er "das" "Nationalitätenproblem nicht mit Gewalt lösen will. Der Herd der Angriffe ist Wien. Die österreichischen Zeitungen sind Ungarn gram, weil jetzt die politischen und wirtschaftlichen Unabhängigkeitsbestrebungen Ungarns nicht nur in papierernen Phrasen, sondern schon in fühlbaren Handlungen zum Ausdruck kommen. Doch wenn auch die Schmerzen der Oesterreicher berechtigt wären, selbst dann müßte man noch darüber staunen, daß die Klagen im Ausland, speziell im Deutschen Reich, ein so lautes Echo finden. Weiß man doch in Deutschland, daß Ungarn ein Land der Freiheit ist, daß es stets treue Freundschaft für Deutschland empfand und daß es die feste Stütze des Zweibundes im Osten war und heute noch ist.

Julian Weiß,

Mitglied des Ungarischen Reichstages.



In Oesterreich gehen die Dinge schlecht, und wie man um den Konflikt mit Ungarn herumkommen will, ist mir nicht recht klar. Ungarn will nur Personalunion und die österreichische Regierung kann diesem Verlangen nicht nachgeben, ohne damit aus der Reihe der großen Mächte auszufallen. Entspinnt sich aber ein Kampf in und um Ungarn, so wird auch derjenige um Italien nicht ausbleiben. (Schleinitz 1861.) Wie bei Ihnen, so auch bei mir besißt sich mit jedem Tage längerer Ueberlegung meine Ueberzeugung von der Heilsamkeit, von der Nothwendigkeit des von uns unternommenen Werkes und ich hoffe, daß es uns von Gott gegeben sein wird, unseren beiden großen Reichskörpern die erlöste Bürgschaft des äußeren und des inneren Friedens zu sichern . . . Ich bin von meinem allergnädigsten Herrn ermächtigt, eine Defensiv-Alliance zwischen Oesterreich-Ungarn und dem Deutschen Reich bedingungslos und mit oder ohne bestimmte Zeitdauer vorzuschlagen. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn unsere Besprechungen dieses oder jedes andere den übereinstimmenden Interessen beider Reiche und dem Frieden Europas förderliche Resultat herbeiführen. (Bismarck 1879.) Der Blick hinaus ist reizend. Die Burg liegt hoch, unter mir zuerst die Donau, von der Kettenbrücke überspannt, dahinter Pest, welches Dich an Danzig erinnern würde, und weiterhin die endlose Ebene über Pest hinaus, im blaurothen Abendbussel verschwimmend. Ich habe heute viel Uniform getragen, in feierlicher Audienz dem jungen Herzog dieser Landes meine Prebitive überreicht und einen sehr wohlthuenden Eindruck von ihm erhalten. Zwanzigjähriges Feuer mit besonnener Ruhe gepaart. Er kann sehr gewinnend sein. Das habe ich gesehen. Ob er es immer will, weiß ich nicht; er hat es auch nicht nöthig. Jedenfalls ist er für dieses Land gerade, was es braucht. Ich habe nach meiner Ankunft in der Theiß geschwommen, Czardas tanzen sehen, bedauert, daß ich nicht zusehen konnte, um die fabelhaften Gestalten für Dich zu Papier zu bringen, dann Paprikaohhübel, Stüvel (Fisch) und Lid gegessen, viel Ungar getrunken und will nun zu Bett gehen, wenn die Zigeunermusik mich schlafen läßt. Die Ungarn sind ein schnurriges Volk, gefallen mir aber sehr gut. (Bismarck in einem Brief an seine Frau 1852.)



## Capriccio misterioso.

Es stampfen drei Riesen den Berg heran  
 Und schnarchen und schnauben und blasen;  
 Wilde Männer, voller Haare, und haben nichts an;  
 Keuchen quer über Acker und Rasen.

Sie halten in haariger, harter Faust  
 Knorrenwurzelstämme von Eichen.  
 Jetzt stehn sie. Starren mich an. Mir graust.  
 Ich möchte . . : ich kann nicht entweichen.

Denn hinter mir wächst eine Mauer aus Blei:  
 Grau, glatt, eiskalt. Ich lehne  
 Mich stöhnend daran . . . Da stehen die Drei  
 Dicht vor mir und fletschen die Zähne.

Ich fasse mir Muth. Ich höhne: Kommt her!  
 Was könnt Ihr weiter als morden!  
 Da verstumm' ich entsetzt: ihre Augen sind leer,  
 Ihre Süge sind meine geworden:

Scheufällig steh' ich dreimal vor mir,  
 Sechssäugig blind: ein Lauern  
 In Haß und Noth und geiler Bier.  
 Da muß ich mich niederkauern

Und warte des Endes. Und warte so  
 Mein Leben lang . . . Indessen —  
 Befind' ich vergnügt mich anderswo  
 Und habe Mich-Drei vergeffen.

Sifian am Ritten.

Otto Julius Bierbaum.



## Richard und Minna Wagner.

Das Archiv des Hauses Wahnfried hat der Welt wieder eine kostbare Gabe besichert: die Briefe Richards Wagner an seine erste Frau.\* Ein Herausgeber ist nicht genannt, auch fehlt jeder orientirende Hinweis auf die Art der Herausgabe: ob und wie viele Briefe nicht veröffentlicht wurden. Den Historikern und Biographen mag Das unerwünscht sein. Doch wir sind um ein werthvolles Buch reicher geworden. Immer deutlicher erschließt sich aus diesen ganz persönlichen Briefen an Mathilde und Minna die Seele des Meisters in allen ihren Tiefen.

Die ersten Briefe stammen aus dem Jahre 1842, als Wagner in Dresden bei den Vorbereitungen für Rienzi mitthätig war. Er schreibt an die Gattin wie ein braver, lieber, guter Junge, der sich in zärtlicher, Kleinbürgerlicher Fürsorge um seine Nächsten bemüht und in äußerster Sparsamkeit darauf bedacht bleibt, ja nichts zu vergeuden. Er beschäftigt einundzwanzig Wohnungen, bis er endlich die gefunden hat, die seinen Wünschen einigermaßen entspricht, nicht zu theuer ist und erst nach Ablauf eines Vierteljahres bezahlt werden muß. Die zeitweilige Trennung von Minna fällt ihm sehr schwer. Das fühlt er „tief und innig“. Was sie ihm ist, kann ihm eine ganze Residenz von siebenzigtausend Einwohnern nicht ersetzen. Findet er sie abends nicht zu Hause, so widert ihn alle Häuslichkeit, die ihm sonst doch so wohlthätig ist, heftig an. Und dabei spricht Minna von der Kostwendigkeit, daß sie sich vielleicht noch auf länger trennen müßten. Der junge Gatte will davon ganz und gar nichts wissen. Der Dichter erwacht in ihm bei dieser Vorstellung. Wie? Nachdem Minna mit ihm Jahre lang das Schwerste getragen, kann sie jetzt einen solchen Gedanken fassen, jetzt, da er fühlt, daß er seine Zukunft immer fester in seinen Händen hat und Alles zum Besten geordnet ist? Was mag sie so Kleinmüthig machen? Nein, daran ist nicht zu denken! Keinem wird er mehr lästig fallen; am Wenigsten seiner Familie. Nichts fehlt ihm zur vollen Behaglichkeit als die Anwesenheit seiner lieben Frau: „Kommt bald! Montag! Montag! Ach, wenn doch Montag wäre! Mein lieber Südwind, blas' noch mehr! Nach meiner Minna verlangt mich sehr.“

Die wenigen Briefe, die in den nächsten Jahren zwischen den Gatten gewechselt wurden, fügen diesem idyllischen Bild wesentlich neue Züge nicht mehr hinzu. Wagner ist sächsischer Hofkapellmeister geworden und berichtet seiner Frau in den Zeiten kurzer Trennung mit Behagen von seinen Erfolgen. Epoche, dieser sonst so schroffe, unzugängliche Mensch, der alles Fremde von sich weist, schreibt ihm warm, ja, sehnsüchtig. Wendelssohn kommt nach der Holländer-Aufführung in Berlin auf die Bühne, umarmt ihn und gratulirt ihm sehr herzlich. Bei Meyerbeer giebt er seine Karte ab, wird zu Tisch geladen, ist aber nicht mit seinem Herzen bei der Sache, da er annehmen zu dürfen glaubt, daß Meyerbeer über den Rienzi nicht sehr froh sei: „Der reißt bald ab; desto besser!“ Die Kapelle haart Wagner seiner Sicherheit wegen völlig an; auch mit seiner Gesundheit kann er leidlich zufrieden sein. Er ist sehr fleißig, seine Nerven sind zwar aufgereggt, aber seine Konstitution kräftig und gesund, sein Kopf klar und auch sein Unterleib benimmt sich gut; er leidet fast gar nicht an Leibschmerzen. Die Nachricht vom Er-

\*) Schuster & Loeffler, Berlin.

folg des Holzländers in Kassel erfüllt ihn mit überströmendem Glücksgefühl: „Freue Dich mit“, schreibt er seiner Frau, „tanze und mache Hallo! Jetzt ist mir nicht mehr bang! Es muß Alles durch! Mag es auch langsam gehen, aber ich gehe mit Dir einer herrlichen Zukunft entgegen, die kein Fittlerglück sein wird, sondern gediegen und nachhaltig!“ In Zärtlichkeiten gegen Minna ist Wagner unerschöpflich. Wie ein Kind freut er sich, sie wiederzusehen, ist immer nur um sie besorgt, behandelt sie wie ein schalloses Ei und wirbt immer wieder um ihre Liebe. Gar nicht will es ihm behagen, daß sie, die Bequeme, ihn einsame Nächte verbringen läßt. In Gedanken legt er sich in ihr Bett; er weiß ja, daß er zu Haus keinen anderen Rivalen zu fürchten hat als allenfalls Peps, das gute Händchen. Vor Behmuth muß er oft laut weinen, wenn er an sein Heim denkt: „Heimath! Heimath! Das geht nun einmal über Alles!“ Sein ganzes Sinnen und Trachten ist darauf gerichtet, den Traum seiner Minna von einer auskömmlichen, sorgenfreien, behaglichen Existenz, wenn möglich, mit einem hübschen Landhaus, wahr zu machen.

Die gute Minna hätte aber weise gehandelt, wenn sie auf solche Träume vorerst verzichtet, sich mit dem pekuniär Erreichten zufrieden gegeben und sich gehütet hätte, den unruhigen Geist des Gatten zu neuen Erwerbsthäten aufzusuchen. Das Jahr der Revolution kam; ohne daß sie es merkten, zogen finstere, drohende Wolken am Himmel ihres häuslichen Glückes auf. Wagner fühlte sich betauscht von den neuen Ideen einer neuen Zeit. Jetzt glaubte er den Augenblick gekommen, weitausgreifende künstlerische Pläne zu verwirklichen, die inzwischen in ihm gereift waren. Er unternahm eine Reise nach Wien, wurde bezaubert von der Donaufstadt und begeistert von der freisheitlichen Bewegung, die Bürger und Arme vereine: „Keiner fragt mehr nach dem Kaiser, Keiner braucht ihn, man ist sich vollkommen selbst genug.“ Seine eigenen Pläne schienen zunächst vortreflich zu gedeihen. Seine Berather hofften, sogleich hunderttausend Gulden aus freiwilligen Beiträgen für ihn flüssig machen zu können. Er selbst muß zwar eine königlich-lebenslängliche Anstellung mit schönem Gehalt aufgeben, schreibt davor aber nicht zurück, es geht sich vielmehr seiner Frau gegenüber in der Aussicht auf eine behagliche Zukunft.

Grausame, bittere, furchtbare Enttäuschung! Ein Jahr später sieht Wagner in Zürich, ohne Stellung, ohne festes Einkommen; das erträumte Landhaus ist in unabsehbare Ferne entrückt. Statt des erhofften Behagens hält ihn eine harte Gegenwart umfangen, seine Frau weilt noch in Deutschland, weint und will von ihm getröstet sein. Das versucht er nun, so gut es gehen mag. Ihre tiefe Schwermuth findet er zwar erklärlich und begreiflich; so trostlos, wie es ihr aus der Ferne scheint, werde ihr Schicksal an seiner Seite aber doch nicht sein. Wiltz wird ihm ja gewiß bald einen ausreichenden jährlichen Gehalt erwirken. Einen großen Aufsatz über die Kunst und die Revolution hat er nach Paris gesandt. Findet der Anklang, dann schreibt er mehr; „versteht sich, gegen Honorar.“ Dreihundert Gulden, die er von den Einnahmen des Hohenstein bezahlen will, sind das Einzige, was er borgt. Das Uebrige wird er sich verdienen: „Habe keine Sorge! Ich wehre mich schon; aber Du mußt dabei sein.“ Ihm scheint das Trostloseste das Getrenntsein, die Ungewißheit über sie und ihre Gesundheit. Sie soll schnell abreisen und den Peps mitbringen: „Auf! Auf! Minna, liebe Frau! Nach, daß Du kommst! Fasse Muth und sei bald bei mir!“ Es thut ihm weh und berührt ihn unangenehm, daß sie so ganz absichtlich ihre Abreise verzögert. Zum ersten Mal wird er jezt

in seinen Briefen ihr gegenüber bitter. Nichts drängt sie offenbar, zu ihm zu kommen. Nun, natürlich, alle Ehemänner sind ja besser als er! Auch scheint ihr Herz oft mehr durch Möbel, Häuser und ähnliche Dinge angezogen zu werden als durch den lebendigen Menschen. „O weh! O weh!“

Minna kam; der Sorgen war aber nun kein Ende mehr. Am Anfang des nächsten Jahres (1850) unternahm Wagner widerwillig eine Reise nach Paris; aber nur neue Enttäuschungen warteten dort auf ihn. Seine schwerste Lebenszeit hat begonnen. Die Reise greift ihn an, das Suchen nach einer billigen und doch ruhigen Wohnung macht ihn müde und aufgeregter wie einen Hund, Alles ist so theuer geworden in Paris, überall trifft er auf Herzlosigkeit und frechen Egoismus: „Siehst Du, gute Frau, so geht es Deinem armen kranken Manne in Paris!“ Trostlos nimmt er aber den herzlichsten Antheil an Minnas Wohnungssorgen, die zugleich die seinen sind, bespricht Alles liebevoll und eingehend mit ihr und will sich gern ihren Wünschen fügen.

Mit einem Schlag ändert sich aber das Bild, als Minna sich der durch Frau Julie Ritter angeregten Reise Wagners zur Familie Vauffot nach Bordeaux widerlegt. Dort besand die Absicht, Wagner durch ein Jahrgeld sicher zu stellen. Vielleicht sah Minna gerade in dieser Angelegenheit klarer als ihr Gatte. Ihre Engherzigkeit reizte ihn aber; aus dem geduldrigen Ehemann wird jetzt das gehemmte und gekränkte Genie. Wagner steht plötzlich in seiner ganzen Größe vor seiner Frau und richtet eine ernste Mahnung an sie. O, wie wenig kennen ihn seine thörichten Freunde, die nur Spekulation und großen Gains mit ihm im Kopf haben! Auch Minna thut nicht gut daran, ihm die Reise nach Bordeaux zu verbittern. Mit seinem Herzen ist er ja doch bei ihr; er hat richtiges Schweizer-Heimweh. In Paris will er ihr ein Kleid und Schuhe besorgen. Er kennt kein anderes Glück, als mit ihr in ihrer kleinen Häuslichkeit ruhig und zufrieden zu leben.

Doch Minna gab nicht nach. Sie antwortete mit Briefen, die Wagner zur Verzweiflung brachten. Die erste schwere Katastrophe bricht jetzt über die Ehe herein, die erste, wenn man davon absieht, daß Minna ihrem Mann bald nach der Verheirathung schon einmal davongelaufen war. Wagner erinnert seine Frau an das gänzlich Verschiedene im Grunde ihres Wesens und an die unzähligen Auftritte, die es zwischen ihnen schon gab. Was ihn dennoch immer wieder unwiderstehlich an sie festband, war eine Liebe, die über alle Verschiedenheit hinwegsieht. Sie aber hat nach der ersten Störung der Ehe eigentlich nur noch aus Pflicht bei ihm ausgeharrt. Körperliche Pflege ließ sie ihm ja gewiß immer reichlich angedeihen; aber das seelische Verständniß fehlte. Hat sie je die Gründe gewürdigt, die ihn, seinem persönlichen Vortheil entgegen, im Interesse seiner Kunst und seiner künstlerischen und menschlichen Unabhängigkeit zwingen, sich gegen die dresdener Bevormundung aufzulehnen? Alles, was er in dieser entscheidenden Periode seines Lebens that, war eine unausbleiblich richtige Konsequenz seines künstlerischen Wesens, dem er stets, trotz allen persönlichen Gefahren, treu blieb. Sie aber ist nach Zürich zu ihm eigentlich nur gekommen, weil sie annahm, er werde nächstens eine Oper für Paris komponiren. Alle seine Ansichten und Gesinnungen blieben ihr ein Gräucl, seine Schriften verabscheute sie, obgleich sie ihm doch jetzt nöthiger waren als alle-unnütze Opernschreiben. Zur Reise nach Paris entschloß er sich, seinem inneren Widerstreben zum Trotz, nur, um Ruhe vor ihr zu gewinnen. Und als er nun in Paris

unter Nartern und Qualen den festen Entschluß faßte, dem ihm Unmöglichen fortan für immer zu entsagen und allem nichtswürdigen Kunstschacher unwiderrüchlich den Rücken zu wenden, da haben ihre Briefe Alles gerissen und ihm schreckliche Gewißheit gebracht. Jetzt weiß er, daß sie ihn nicht liebt, denn sie spottet ja über Das, was ihm theuer ist. Gern möchte er sie auch jetzt noch für ihre mit ihm überstandenen Drangsale belohnen, sie glücklich sehen. Kann er aber hoffen, es durch ferneres Zusammenleben mit ihr zu erreichen? Unmöglich!

Geschrieben wurde dieser leidenschaftliche Brief am siebenzehnten April 1850. Ob und was Minna geantwortet hat, ist nicht deutlich zu erkennen. Sechzehn Tage später tritt Wagner noch einmal vor sie hin. Das in Bordeaux geplante Jahrgeld hat sich nicht verwirklichen lassen, mit seiner Frau hat er gebrochen; was soll nun aus ihm werden? Wo soll er fürder sein Haupt zur Ruhe legen? Minna, so verschoben sie von ihm sein möchte, bot ihm eben doch in all den Jahren einen festen Halt, ein Heim. Und nun? Um die Trennung leichter zu übersehen, hat er sich entschlossen, jetzt (im Mai) eine Orientreise anzutreten: über Malta will er Griechenland und dann Kleinasien besuchen. Einer der angesehensten englischen Advokaten werde ihm die Mittel zur Verfügung stellen. Sein heftiger Groll gegen Minna hat sich inzwischen wieder gelegt: es wäre ihm ganz unmöglich, vorher noch nach Zürich zu kommen, um ihr, dem Hund und dem Vogel Lebenswohl zu sagen. Das würde ihn zu sehr angreifen. Wenn sie ihm aber noch ein freundliches Wort gönnen wolle, so möge sie ihm *posto restante* nach Marseille schreiben. Schließlich nimmt er selbst gärtlichen Abschied; er fühlt sich heimatlos, ist weich und schwach geworden, schreibt wie Einer, der gern zurückgerufen sein möchte. Das geschah: Minna reichte ihm wieder die Hand; auch sie hatte erkannt, daß sie ohne ihren Gatten nicht leben könne. Die Orientreise, die ihm zu dieser Jahreszeit sicher schlecht bekommen wäre, unterblieb und er kehrte über Billeneuve, Jermant und Thun nach Zürich zurück. Ein kurzes Schreiben ohne Ort und Datum läßt erkennen, daß Alles wieder beim Alten ist.

Im Herbst des folgenden Jahres unterzieht sich Wagner in Altsbrunn einer viel zu scharfen Wasserkur. In den Sommern 1852 und 1853 macht er anstrengende Gebirgstouren und Reisen, die wiederum nur seine Reizbarkeit steigern, so daß er schließlich Hals über Kopf ermattet und erschöpft sich wieder nach Haus flüchtet. Im Oktober 1853 ist er in Paris als Vizts Gast, muß es sich aber gehdrig abverdienen: „Ich armes Luder muß singen, leien, reden und erklären.“ Minna soll auch kommen; ihr Gatte fürchtet aber, sie möchte nicht ganz in das aristokratische Milieu passen, und rüth ihr daher, erst einzutreffen, wenn Vizts Damen, besonders die Fürstin Wittgenstein, wieder fort seien: „Es ist zu, genant.“

Im Sommer 1854 weilt Wagner nach der Tragikomoedie in Sitten mit Minna mehrere Wochen auf Seelisberg. Minna verbringt dann zwei Monate in Deutschland, zunächst bei ihren Eltern. Anfang März 1855 reist Wagner nach London, wo er die Einladung der Philharmonischen Gesellschaft angenommen hatte, ihre Konzerte zu dirigiren. Schon auf der Hinfahrt fühlt er sich in Paris krank vor Heimweh. Keinen Gedanken kann er fassen, als daß es doch ein schreckliches Opfer von ihm ist, seine Arbeit auf vier volle Monate zu unterbrechen. Sparen will er gewiß so viel wie nur irgend möglich, aber eine angenehme Wohnung in feiterer Lage und mit einiger Bequemlichkeit muß er haben, wenn er es in London

überhaupt aushalten soll. Alle Welt hält ihn jetzt für kleinlich. Mein Gott! Nur die Juden und die Lumpen können sich heutzutage als „Künstler“ Geld machen! Er will tausend Franken mit nach Haus bringen, aber auch nicht einen Kappen mehr: „Und wer es besser versteht, gehe ein anderes Mal für mich nach London; ich gönne ihm von ganzem Herzen die Freude.“ Die Nothwendigkeit, in den Konzerten Kompositionen dirigiren zu müssen, von deren Werth er gering denkt, bringt den reizbaren, selbstbewußten Künstler ganz außer sich: „Es fehlt nur noch, daß ich ‚Marta‘ wieder dirigiren muß!“ ruft er aus. Er fühlt sich innerlich entehrt und gemißhandelt; Ekel und Neue überkommen ihn, dies alberne und beleidigende Engagement angenommen zu haben. Jeden Tag ist er geneigt, seine Entlassung zu verlangen. Lachners neue Preis-Symphonie hat er sogleich aus dem Programm entfernt. Man kann ihm doch wahrlich nicht zumuthen, sich mit solchem Zeug zu befassen. Eine lumpige Symphonie von Mendelssohn muß er widerwillig beibehalten, dirigirt sie aber demonstrativ und voll Malice nur in Handschuhen: „höchst sauber und gleichgiltig, ganz, wie es die Andern thun“. Erst zur Euryanthe-Ouverture zieht er die Handschuhe aus und legt nun in seiner Weise los. Gräßlich sind die englischen Kompositionen, richtig ausgerechnet wie mathematische Exempel, aber ohne eine Spur von Phantasie und Erfindung. Und dann das Hindiech, der Doktor Wylde, der ihm die Neunte Symphonie nachmachen will! Selbst bei Berlioz, der ihn besucht, vermischt Wagner alle Tiefe. Schließlich versöhnt er sich mit seinem londoner Schicksal, als die Königin und der Prinz-Gemahl sein Konzert besuchen und sich lange mit ihm unterhalten. Die Königin findet Wagner nicht dick, aber sehr klein und gar nicht häßlich, mit leider etwas rother Nase. In London könnte er ja nun, vielleicht schon sehr bald, eine große Rolle spielen und wohl selbst ein reicher Mann werden. Berühmt ist er schon und für etwas Besonderes wird er von Allen gehalten. Dies hat namentlich die Wuth der Presse gegen ihn bewirkt. Was soll ihm aber London und alles Geld der Welt? Er will zurück zu seiner Frau und zu seiner Arbeit nach Zürich, wo ihn kein Teufel so bald wieder hinweglocken soll: „Ich habe andere Dinge zu schaffen, als den Eseln Symphonien und Konzertarien zu dirigiren. Damit Punktum!“

Seiner Minna giebt sich Wagner in diesen Briefen ganz wie früher in der vollsten Unbefangenheit, bald zärtlich besorgt, bald ärgerlich und mißgestimmt, fast immer aber zu Unkereien und harmlosen Wigen aufgelegt. Er gedenkt der Bangigkeit und Noth, mit der sie sich vor sechzehn Jahren gemeinsam in London herumgetrieben haben, und des Ungemachs, das sie in all der Zeit mit ihm ertrug. Wie gern würde er sie dafür belohnen! Und doch muß er ihr immer wieder neue Noth und Sorge verursachen. Das ist nun einmal sein so seltsames Schicksal. Daß ihre Geldnoth sie immer wieder bitter stimmt, nimmt er ihr nicht übel, aber um das Leben, das er selbst in London führt, sollte sie ihn nicht beneiden; dazu liegt wahrlich kein Grund vor. Glaubt sie denn etwa, er läge ihr Etwas vor, um es sich heimlich recht wohl sein zu lassen? Seine Rückreise will er so einrichten, daß er nicht gerade am Freitag in Zürich eintrifft. Das möchte ihr am Ende nicht recht sein. Schöne Spißen hat er für sie besorgt und Strümpfe von der allerbesten Qualität. Darum kann sie ihm auch die drei seidnen Hemden gönnen, die er für sich selbst gekauft hat. Mehr als einmal erwähnt er „Onkel und Tante Wesendonk“. Otto Wesendonk, das gute Thierchen, ist, aus über großem Jartgefühl, ängstlich mit



seinen Besuchen bei der Strohwitwe Minna. Er wird doch von seiner eigenen Frau keinen so traurigen Begriff haben! Wagner gestattet Minna herzlich gern, jeden Besuch zu empfangen, der ihr nur angenehm sein kann. Zugleich rät er ihr aber, auf den Klatsch der Weiber nicht viel zu achten, die über die Wesendond neulich den Verruf verhängt haben. Er meint, die Wesendond habe doch noch vor kurzem allgemein als eine recht liebenswürdige Frau gegolten. Und wenn Minna etwa annehme, sie persönlich habe in diesem Fall besonderen Grund zum Mißtrauen, so glaubt er, ihr die Versicherung geben zu dürfen, daß diese Meinung vollkommen unbegründet sei und daß Niemand ihre Freundschaft mehr verdiene als gerade die Wesendond.

Am dreißundzwanzigsten Juni 1855 schrieb Wagner seinen letzten Brief in London. Gerade ein Jahr später finden wir ihn in Romex bei Genf in der Behandlung des trefflichen Doktor Baillant. Die Kur bekommt ihm gut; deutlich spiegelt sich in seinen Briefen seine immer mehr sich festigende Gesundheit und Zuversicht. Allen Ernstes denkt er nun daran, in Zürich sich ein eigenes Haus zu bauen, Pferd und Wagen anzuschaffen. Wenn er eine angenehme, ruhige, halbländliche Wohnung und freundliche, zutrauliche Hausführung hätte, würde er sich nie einen Augenblick anderswohin wünschen; er ist ja der häuslichste aller Menschen.

Das Jahr 1857 ging vorüber; das ersehnte eigene Haus war aber noch nicht zu erlangen. Wagner mußte dem Schicksal danken, daß es ihn bei Wesendond auf dem grünen Hügel ein Asyl finden ließ. Im Januar 1858 weilt Wagner wieder einmal in Paris. Er ist nun bald fünfundsiebzig Jahre alt, muß aber noch immer sehr sparen. Mehr als drei Franken kann er für das Zimmer nicht bezahlen. Seine momentane große Geldnoth ist peinlich und peinigend für ihn. Herzlich bittet er Minna, sie möge ihm die Verlegenheit, in die er sie brachte, vergeben. Er schickt ihr fünfhundert Franken, die Vizt ihm aus eigener, auch leerer Tasche vorgezissen hat. Er selbst hat sich vorläufig zweihundert Franken von Präger geborgt. In seinen brieflichen Äußerungen ist er darauf bedacht, Minna zu schonen. Er verbirgt ihr sein eigenes tieferes Unglück, behandelt sie wie ein Kind und scherzt, während ihm in Wirklichkeit ganz anders zu Muth ist. Auch schon er wieder ihren Freitag-Aberglauben. „Wir müssen nun doch mit einander vollends durchmachen, wenn ich leider auch mehr Ruhm als Geld habe.“

Das war im Januar 1858. Im April weilt Minna zur Kur in Brestenberg am Hallwiler-See. Wegen Wagners eigenen Willen hatte inzwischen die Reizung zu Rathlibe Wesendond immer tiefere Wurzeln in ihm geschlagen. Minna, selbst schwer leidend, war unfähig, ihn in ruhigem Vertrauen gemähren zu lassen, gab sich ihrem Schmerz zügellos hin, provozierte peinliche Auseinandersetzungen und riß dadurch eine Wunde, die, wie schon eine nahe Zukunft lehrte, nie wieder zur Heilung gebracht werden konnte. Wagner selbst kämpfte wie ein Held und guter Mensch in der schwierigen Lage, tröstete und beruhigte Minna mit aller Veredelsamkeit, Treue und Güte, über die er gebot. Die Briefe, die er ihr in diesen Tagen schrieb, gehören zum Schönsten und Rührendsten, was die Welt ihm verdankt. Die Zeit der Scherze ist vorüber; in ergreifendem Ernst spricht er zu seiner Frau. Er weiß ja, daß ihr schweres Leiden sie fast unzurechnungsfähig macht. Gott ist sein Zeuge, wie aufrichtig und innig er ihr baldige Besserung wünscht. Möchte nun sie selbst doch an seine innige und lebenslängliche Theilnahme für sie glauben, an seinen festen Willen, keinen weiteren und anderen Hoffnungen auf das Leben Raum zu geben. Möchte sie doch auf die Reinheit jener Beziehungen vertrauen wie Otto Wesendond selbst!

Ende Mai kommt Minna zu kurzem Besuch nach Zürich. Wagner ist durch ihre Thränen und Klagen tief erschüttert; der Ton seiner Briefe wird noch ernster. Er hat sich entschlossen, jedem persönlichen Umgang mit Wesendonds zu entsagen, um ihnen Weiden das Asyl vorerst noch zu erhalten. Nun soll Minna erst wieder zu Kräften kommen, sich ein Wenig beruhigen, vernünftig werden. Und ein Kind wollen sie annehmen, wenn es sich gut fügt: „Du kannst wohl nicht ganz in die Tiefe meiner Natur blicken, aber (Das glaube mir) ich bin nicht wie alle Menschen, sondern ich habe ein Höheres in mir, wovon ich lebe und mich nähre, und bedarf der gemeinen, trivialen Nahrung und Zerstreuung der Welt nicht.“ Auf diese herrlichen Worte antwortet die arme kranke Minna, der „bunke Kuh“, närrisches Zeug: sie hat ihrem großen Mann nicht richtig und viel zu materiell verstanden. Nie wieder will er ihr daher etwas Ernstes schreiben, da ihr Das immer große Konfusion zu machen scheint. Auch er fühlt sich nun müde und abgESPANNT von all den unerhörten seelischen Anstrengungen. Ihm bleibt nur noch übrig, seine Frau mit tausend schönen Grüssen zu bitten, daß sie freundlich und ruhig gegen ihn sei.

Alles ist umsonst. Minna ist zu krank, um sich selbst noch beherrschen zu können: es kommt zur Katastrophe, Wagner muß das Asyl auf dem grünen Hügel verlassen, sich von seiner Frau trennen; allein ist er wieder hinausgestoßen in die Welt. Zwei Monate nach der Rückkehr Minnas aus Brestenberg finden wir ihn selbst in Genf. Eine Depesche seiner Frau beweist ihm, daß sie, trotz der Trennung, in Gedanken noch bei ihm weilt. Wagner seufzt tief auf: „O mein Gott! Hätte ich nur die Macht, Dich recht klar in mein Inneres sehen zu lassen: was ich in diesem Jahr gelitten und gekämpft habe, um Ruhe für meine Lebensaufgabe zu gewinnen. Es war umsonst; Alles stürzte und rüttelte.“ Er blutet an vielen Wunden und die herzliche Sorge um Minna ist nicht die leichteste. Nur soll sie ihm das Herz nicht noch schwerer machen durch ihre Klagen und ihre Trostlosigkeit. Die zeitweilige Trennung ist notwendig; jeder andere Ausweg wäre unzureichend gewesen: „Nun, so segne Dich denn Gott, meine gute alte Minna! Sei stark und gewinne Fassung: ertrage diese Prüfung edel und getreu dem Charakter des Weibes! So hoffe ich, daß wir uns bald werden gute Nachrichten über unseren inneren Zustand geben können.“

Ende August trifft Wagner in Benedig ein, wo er den Winter verbringen will. Er macht nun Minna den Vorschlag, sie solle sich den ihr angenehmsten Aufenthalt recht mit Ruhe selbst aussuchen und sich dort behaglich einrichten, damit er zu ihr kommen kann, so oft er der Heimath bedarf. Ihre jetzige Trennung soll ja nur eine vorübergehende sein; auch den Fips und Jaquot wird er wiedersehen. Sie möge an seine höchste Aufrichtigkeit glauben. Ueber gewisse Punkte aber müssen sie schweigen. Er bittet, er beschwört sie, nie wieder ein Wort davon zu erwähnen, an nichts zu denken als an ihre Wiedervereinigung. Ein neues Leben wird beginnen, voll Ruhm, Ehre und Anerkennung. Eine Wunde behalten Beide ja nun fürs Leben; dafür sind sie aber klug und besonnen geworden und werden nicht mehr so auf sich hineinstürmen. Die Hauptsache ist jetzt: dem „Tristan“ vollenden. Der wird sehr schön; alle seine anderen Arbeiten sind ihm gleichgiltig dagegen. Das sagt er nicht, wie Minna vielleicht glaubt, aus Eitelkeit, sondern aus berechtigtem Stolz. Ist der dritte Akt erst fertig, dann ist er frei und König, denn das Werk wird ja übers Jahr abgehen wie warmes Brod.

Nicht immer aber war Wagner in so zuversichtlicher Stimmung; auch Tage heftiger Erregung und Verzweiflung kamen. Er fühlt, daß seine Abgeschlossenheit auch ihre Schattenseiten hat; seine Empfindlichkeit nimmt immer mehr zu. Entsetzlich, wie viele Briefe er immer zu schreiben hat; die Menschen begreifen gar so schwer. Er mag mit dem ganzen albernen Gefindel nichts mehr zu thun haben. Von Allen hat Keiner nach ihm gefragt, als es noththat. Und auch Minna macht ihm das Leben so schwer. Nun hat sie ihm einen Brief zurückgeschickt, der doch wahrlich nichts enthält, was sie beleidigen könnte. Dieser unglückselige Katsch in Dresden, diese immer sich wiederholenden tollen Mißverständnisse! Oft ist ihm jetzt, als wäre es das Beste, diesem steten Kampf für ewig ein Ende zu machen. Woher soll er auch nur eine Spur von Freude nehmen? Auch fehlen ihm in Benedig die gewohnten Spaziergänge; sein Unterleib ist in Unordnung, er leidet an Erkältungen, nie hat er so gefroren wie in Italien. Aber wohin sich wenden? Von den großen Städten Deutschlands zieht ihn keine an, Zürich will er nicht wieder betreten, der Genfersee ist ihm durchaus nicht sympathisch. So fällt seine Wahl schließlich auf Luzern. Dort hofft er ruhig und ungehört den „Tristan“ vollenden und sich mit Behagen dem Genuß der schönen Gebirgswelt hingeben zu können.

Ende März 1859 trifft Wagner in Luzern ein; und seine Berichte lauten anfangs sehr behaglich. Er ist der einzige Mensch im ganzen Schweizertal, bewohnt einen großen Salon, genießt die kräftige Luft und die herrlichen Spaziergänge. Auch der Vollendung des „Tristan“ sieht er mit immer gleicher Zuversicht entgegen. Nach dem Eintritt schlechteren Wetters kommt aber seine gute Laune und sein Befinden ins Wanken; die leidige Verstimmung überfällt ihn wieder. Und dazu trägt Minna auch ihr Theil bei. Immer wieder kommt sie mit alten Geschichten, so daß Wagner seine ganze geniale Beredsamkeit, ein wunderbares Gemisch von Satyr und Ernst, aufbieten muß, um sie zu beruhigen. Sie sollte ihm doch wahrlich solche Aufregungen ersparen. Sie weiß ja, wie elend und erbärmlich ihn die ganze Welt, Alles, Alles im Stich läßt. Hat er noch nicht genug geleidet, um sich die Theilnahme der Deutschen an seinem Schicksal zu verdienen? Aber er wird es ihnen geben! In Frankreich, in Paris will er den „Tristan“ zuerst aufführen. Welche Freude für ihn, diesen albernen deutschpatriotischen Schwindlern gerade vom Feindesland aus ein deutsches Werk, im vollsten Sinn, zuerst zu zeigen und sie dann zu fragen, was wohl ihre ganze deutsche Schweinerei werth sei. Dank der herrlichen sächsischen Regierung ist er selbst ja gar kein Deutscher mehr. Wenn er mit dem „Tristan“ fertig ist, wird er aber keine Note mehr schreiben, ehe sich nicht seine Lebenslage von Grund aus geändert hat.

Der „Tristan“ wurde fertig; und Wagners Schicksal blieb unsicher wie zuvor. Das empfand er jetzt, nach vollendeter Arbeit, noch viel schmerzlicher. Er fühlt sich sehr niedergedrückt, verstimmt und voll Bitterkeit. Wo soll er Ruhe und Behagen, wo eine Heimath finden? Das theure Gasthofsleben hat er satt. In sechs Jahren hat er vier, sage: vier große Opern geschrieben, von denen eine einzige genügen würde, ihrem Reichthum, ihrer Tiefe und Neuheit nach die Arbeit von sechs Jahren zu sein. Die Nachwelt wird diese Produktivität des Geistes fast unbegreiflich finden. Aber die Gegenwart läßt ihn schmählich im Stich. Nach wie vor lebt er in der peinlichsten Ungewißheit, in steten Geldsorgen, von Deutschland ausgeschlossen. Endlich erscheint es ihm als der beste Ausweg, einige Zeit in Paris zu verbringen und sich dort, trotz der Unsicherheit seiner Verhältnisse, wieder mit seiner Frau zu vereinen.

In Paris giebt sich sein sanguinisches Temperament sogleich wieder einem grenzenlosen Optimismus hin. Er mictet eine Wohnung, die allen seinen Wünschen entspricht, allerdings mit einem Mehraufwand von tausend Franken und einem Kontrakt auf drei Jahre. Außerdem wünscht er, Minna solle sich eine junge, angenehme Gesellschafterin nehmen. Er für seine Person gedenkt, einen Diener zu engagiren. Da entsteht ein neues Hinderniß: Pusinelli, der dreidener Arzt, glaubt, Minna die Ueberfiedelung nach Paris vorerst noch nicht erlauben zu dürfen; er kennt Wagner und mochte ahnen, was seiner Patientin an der Seite des noch immer schwer ringenden Künstlers wieder warte. Wagner dichtet nun einen temperamentvollen, hinreißenden Brief, der Minna bestimmen soll, zu ihm zu kommen. Kurze Zeit danach muß er allerdings mittheilen, daß aus der Aufführung des „Tristan“ in Karlsruhe nichts wird. Ferner hält er für gut, ihr schon vor ihrer Ankunft zu gestehen, daß er, der Verschwendter, nicht eine Wohnung, sondern ein ganzes Häuschen gemiethet habe. Auch sonst fehlt es nicht an brieflichen Reibereien zwischen dem ungleichen, der Wiedervereinigung entgegengehenden Paare.

Doch Minna kam und Pusinelli behielt Recht. Briefe an seine Frau schrieb Wagner in dieser Zeit nur wenige, da er ja meist mit ihr zusammen war. Aus Brünnel sendet er ihr im März 1860 die üblichen Klagen über die von ihm gegebenen Konzerte: übermäßige Anstrengung und geringe Einnahmen. Aus Wien giebt er ihr im Mai 1861 — also bald nach dem Mißerfolg des „Tannhäuser“ in Paris — eine ergreifende Schilderung des überwältigenden Eindruckes, den er beim erstmaligen Anhören des Lohengrin empfing, und der begeisterten, ihm bei der Aufführung selbst gebrachten Huldigungen. Einer günstigen, dauernden Aenderung ihrer ganzen Lebenslage sieht er nun mit Bestimmtheit entgegen.

So lauteten Wagners Berichte aus Wien. Unterhalb Monate später liegt er allein in Paris, die Häuslichkeit ist wieder einmal aufgelöst, er ist Gast der Familie Pourtalès, voll Verzweiflung und Bitterkeit. Wie ein furchtbarer Alb liegen diese pariser zwei Jahre wieder auf seinem Gewissen. Es war von ihm wahrlich gut gemeint, aber sein guter Wille hat ihn wieder einmal doch zur größten Ueberreizung und Unüberlegung hingeworfen. Unter Ueberwindung großer Schwierigkeiten hat er wenigstens möglich gemacht, daß seine Frau die Kur in Soden gebraucht. Auch er bedürfte dringend einer gründlichen Erholung; für dieses Jahr ist es aber unmöglich.

Wagner reist über Weimar nach Wien zurück und wohnt vorerst bei seinem Freunde Standhardener. Er beschäftigt sich mit neuen Niederlassungsplänen, möchte aber um Alles nicht wieder eine Ueberreizung begehen. Den Großherzog von Baden will er um einen jährlichen Gehalt von zweitausend Gulden bitten. Noch lieber wäre ihm die vakante Stelle eines kaiserlichen Hofkomponisten, die ohne weitere Verpflichtungen viertausend Gulden bringt. Als Künstler ist er nachgiebig geworden; er ist bereit, in der Partie des „Tristan“ Alles zu ändern, was Ander zu anstrengend findet. Minna gegenüber bleibt seine Haltung immer zärtlich und fürsorglich. Auf ihren scherzenden Ton kann er aber gerade jetzt nicht eingehen; ihm ist zu weh ums Herz. Auch von ihrer Absicht, in Baden-Baden selbst Zimmer zu vermietzen, will er nichts wissen; und in dem Augenblick, wo sie die Besenboud-Sache wieder zur Sprache bringt, zeigt er ihr sogleich eine erste Miene. In dem Brief vom neunzehnten Oktober 1861 sucht er sie noch einmal zu beruhigen und aufzuklären.

Nie wird er ihretwegen den innigen und vertrauten Verkehr mit diesen vortrefflichen Menschen aufgeben. Er entwirft eine großartige Schilderung seiner eigenen Lage. Er ist mit seinen neuen Arbeiten seiner Zeit weit, weit vorausgeeilt und eine gewöhnliche Kapellmeisterstelle wäre sein Tod. Welche unendliche Freude würde es ihm bereiten, seinem armen, vielgeprüften Weib ein behagliches, ruhiges Leben anbieten zu können! Und er wird es thun, sobald sich nur irgend eine Möglichkeit zeigt: „Jetzt aber, meine gute Frau, hilf mir das Elend tragen!“

Zimmer bedrohlicher und peinlicher gestaltete sich Wagners Lage. Es erwies sich als unmöglich, den „Tristan“ an der wiener Oper noch im laufenden Winter herauszubringen. Wagner mußte wieder ein ganzes Jahr warten. Wie aber diese Zeit überstehen? Ihm war klar geworden, daß nur Eins ihm werde darüber weghelfen können: neue Arbeit. Er will eine heitere Oper schreiben, von der er in unverwundlichem Optimismus annimmt, daß sie im nächsten Winter über alle deutschen Bühnen gehen werde. Metternich hat ihm in der Oesterreichischen Gesandtschaft in Paris ein stilles Asyl angetragen. Das will er annehmen. Minna weiß er ja nun, Gott sei Dank, in Dresden gut untergebracht. Es ist hohe Zeit, daß sie allmählich zur Ruhe kommen. Auch er leidet jetzt an heftigem Herzschlag; wenn sich Das nicht ändert, dann müssen sie mitfammt ihrem Jaquot zu Grunde gehen. Von Mainz aus theilt er ihr mit, daß er seine neue Arbeit nun in Paris beginnen werde: „Gieb mir Deinen Segen dazu! Ich kann nicht anders! Adieu, guter Mut!“

In Paris warten neue aufreibende Leiden auf den Heimatlosen. In einem Hotel garni nimmt er sich ein kleines Zimmer, da er nicht vor dem ersten Januar bei Metternich einziehen kann. Die Schwere seiner Lage drückt ihn zu Boden: „Ach!! Minna!! Wählest Du, was Alles in diesem Ausruf liegt! Ein ruhiges häusliches Leben!! Nichts weiter auf dieser Welt! Warum soll es gerade mir, der Dessen so sehr bedarf, nicht beschieden sein!“ Er ist sich selbst ein Räthsel, daß er dies Alles aushält und doch immer wieder Muth und Lust zur Arbeit faßt.

Nun hat ihn das Schicksal mit seinen nürnbergger Meisterdingern gerade nach Paris verschlagen. Gegenüber den Tuilerien und dem Louvre: er muß oft darüber laut lachen, wenn er aufblickt. Das sind schlimme Weihnachten für sie Beide! Wenn nun wenigstens seine Frau liebevoll zu ihm halten und ihm die furchtbare Lage erleichtern wollte! Minna verstand aber leider gar nicht, den unglücklichen zu trösten und zu beruhigen. Sie schrieb ihm böse Dinge, die besser ungesagt, ja, ungedacht blieben, und brachte ihn dadurch vollends außer sich. Er weiß ja, daß sie selbst schwer leidend ist; aber ihre Anspielungen müssen ihn bis in das Tiefste verletzen. „Ach!! Genug! Du siehst, auch ich leide: ein Wenig Schonung! Nichts weiter!“ Von der Feier der Silbernen Hochzeit will er fürs Erste nichts wissen; es geht ihnen zu schlecht. Hat er ja doch nun wieder die größte Mühe, ihr das notwendige Geld zu verschaffen. Anfang Januar muß er ihr noch die unliebsame Ueberraschung melden, daß er das erhoffte Asyl bei Metternich nicht finden werde. Nun bleibt er eben in Gottes Namen noch einen Monat auf seinem Kämmerchen im Hotel, um sein Gedicht zu vollenden. Bis über die Ohren will er sich in seine Arbeit versenken, um nur zu vergessen, in welcher elenden Welt er lebt. Wenn jetzt seine Lehrlinge nicht wären, die den zweiten Akt anfangen sollen, so müßte er nicht, woher ihm die Laune kommen sollte. Die Luderjungen haben ihm aber schon im ersten Akt viel Spaß gemacht, David an der Spitze.

Und in der Arbeit faßt er neuen Muth. Er muß sich wieder ganz zum Herrn seines Geschickes machen. Nach den „Reisefingern“ fängt er sogleich rüstig etwas Anderes an. Er hat ja genug in petto. Sein Gedicht wird famos und muß ungeheuren Erfolg haben. Nun will und muß er sich aber so bald und schnell wie möglich wieder sein Haus gründen. Doch soll sich Minna dadurch keinesfalls von ihrer Kur in Reichenhall abhalten lassen.

Anfang Februar 1862 las Wagner bei Schott in Mainz die „Reisefinger“ vor. Wenige Tage später schreibt er von Diebrich aus. Er sitzt wieder einmal in einem Gasthof. Beim Durchwühlen seines Koffers laufen ihm armen Teufel die hellen Thränen übers Maul. Nun hat er eine so famose Arbeit im Kopf und kann kein ruhiges Nest finden. Schändlich! Was sagt nun aber Minna zu Diebrich? Würde ihr eine Niederlassung hier erwünscht sein? Es graut Wagner davor, Etwas auszuführen, das möglichen Falles bald wieder bereut werden könnte. Findet er eine für seine Bedürfnisse passende Wohnung, so wird er sie nehmen. Minna müßte dann eben einmal versuchen, ob es ihr auch gefiele.

Dieser Versuch wurde gemacht. Minna kam für kurze Zeit nach Diebrich, das Ergebnis war aber sehr unbefriedigend. Das Ehepaar scheint sich trotz dem besten Willen sogleich wieder heftig gezankt zu haben. Wagner beklagt nun brieflich die außerordentliche Reizbarkeit und Unruhe seines Temperamentes. Er sieht ein, daß es für Beide noch das Beste ist, getrennt zu bleiben. Der erste Moment des Wiedersehens hat ihnen ja gezeigt, daß sie einander wirklich lieben: und so müssen sie eben auf eine bessere Zukunft hoffen.

Doch diese bessere Zukunft wollte und wollte nicht kommen; immer wieder litten Beide schwer unter der Unsicherheit ihrer äußeren Verhältnisse; und so klingen die Briefe nur zu bald wieder heftig und gereizt. Schließlich wird der Ton sogar bedrohlich und kündet statt bloßer Gereiztheit eine tiefinnere Entfremdung zwischen den Gatten an. Wagner findet es nicht schön von Minna, daß sie ihm so oft mit schwarzen Gedanken droht. Er für sein Theil scheut den Tod nicht. Immer drückender empfindet er den Unverstand seiner Frau. Er fühlt sich nicht wohl, hat ernstlich zu klagen, von keiner Seite hört er etwas Gutes, seine Lage ist verwaßelost und hilflos, seine Aussichten in die Zukunft sind unsicher, nur der Großmuth der Gräfin Pourtalès hat er für jetzt die nöthigsten Geldmittel zu danken. Sein einziger Trost ist seine Arbeit, die gut gedeiht. Inzwischen vermuthet ihn seine Frau, die ihn ja so genau kennt, beständig auf zerstreuten Ausflügen und ergeht sich in verletzenden Bemerkungen, die Alles überbieten, was sie ihm früher schon zugemuthet hatte. Sie macht ihm den Vorwurf, daß er sie zum Herumziehen in der Welt hinausstöße und den Wohlthaten der Verwandten preisgebe. So weit vergißt sich die unglückselige Minna, daß sie den ihr angetrauten Genius herzlos, roh und gemein nennt. Schließlich ist sie auch noch so unüberlegt, wieder auf die Wesendonck-Affaire zurückzukommen, trotzdem sie weiß, wie sehr Das ihren Gatten reizt. Mit dem größten inneren Widerstreben sucht Wagner sie noch einmal über die völlige Reinheit jener Beziehungen aufzuklären. Fast möchte er lachen, da er sie immer wieder in so wahnsinnigem Irrthum besangen sieht, aber das Lachen vergeht ihm: „Bitte! Bitte! Kein Wort mehr hierüber, denn es bringt Eimen um!“ Für jetzt kann nicht er ihr helfen, sondern nur sie kann ihm helfen, indem sie ihm geistige Ruhe zu seiner Arbeit läßt.

Aus der Thatsache, daß Pusinelli glaubte, interdeniren zu sollen, möge Minna erkennen, wie ernst Andere ihr eheliches Verhältniß auffassen. Wagner trägt sich nicht, wie Minna, mit dem Gedanken an eine Scheidung. Nie ist ihm Dies in den Sinn gekommen und wird ihm auch nie in den Sinn kommen. So wie bisher kann und darf es aber nicht mehr fortgehen, daß jeden Augenblick die tiefsten Wunden schonungslos aufgerissen werden. Daher soll ihre Korrespondenz auf die nöthigsten Mittheilungen des äußeren Lebens beschränkt bleiben. Vielleicht bringt ihnen das Alter Beruhigung.

Doch die arme Minna war zu krank, zu verbraucht, ihr fehlte die innere Kraft und Ruhe, um dieser Situation noch gewachsen zu sein. Schon in seinem nächsten Brief muß sich Wagner wieder gegen unsinnige Vortwürfe vertheidigen. Der Ernst der Lage zwingt ihn zu einer eindringlichen Mahnung: „Liebe Minna! Nimm es nicht zu schwer, nimm es aber auch nicht zu leicht! Was uns die jetzige Lebensperiode erschwert, sind nicht nur Dispute aus den letzten Jahren; wir sind unter allen Umständen in einer schwierigen Periode des Lebens angekommen, die mit der höchsten Vorsicht durchgemacht und überstanden werden muß.“ Verschärft wurde die schwierige Situation wieder durch die überaus drückende, nie ganz zu bannende Geldverlegenheit. Die Briefe der folgenden Zeit zeigen Wagners Qual und Sorge. Er gedenkt, nun in Wien große Konzerte zu geben, hofft auch auf eine günstige Wendung; im Augenblick aber fühlt er sich hilflos und elend.

In Wien ließ sich zunächst Alles gut an. Die heiß ersehnten Ueberschüsse stellten sich aber nicht ein. Wagner mußte noch zulegen, vermutete Betrug und war tief betrübt: „Alles unternommen, um nur Etwas zu verdienen, und dafür noch mich in Schulden stürzen!“ Der äußersten Beklemmung machte Standharden durch einen Vorstoß auf das Tristan-Honorar ein Ende; schließlich meldeten sich auch Einnahmen aus Weimar und Prag. Wagner war wieder einmal aus dem Größten heraus; aber mit welchen Opfern! Er ist gehetzt, schlaflos und ganz erschlagen. Und dabei glaubt seine Frau, daß er sich in Vergnügungen ergebe. Sie könnte doch nun endlich wissen, daß er ein vollkommen elendes Leben führt, täglich, stündlich, und nie, nie vergnügt ist. Wie gekelt er sich bei jeder Berührung mit der modernen Kunstwelt fühlt, kann und wird sie aber nun einmal nie begreifen. Er ist ja gewöhnt, daß sie sein Thun und Lassen äbel deutet. Nur wird Niemand begreifen, wie sie glauben kann, ihn dadurch an sich zu ziehen. Die gerichtliche Abtretung des dresdener Mobiliars an sie ist er sogleich zu vollziehen bereit: „Lebe wohl! Und wenn Du Kummer und Gram empfindest, so tröste Dich mit dem Gedanken, daß auch ich keine Freude erlebe!“

Einen Monat später weilt Wagner in Petersburg, um dort und in Moskau Konzerte zu dirigiren. Seine Frau beneidet ihn wieder um die Reise. Sie würde es nicht thun, wenn sie wüßte, wie abscheulich, öde, grauenvoll die Fahrt und wie entsetzlich das Klima ist. Der künstlerische Erfolg ist sehr gut. Wagner wird bitter bei dem Gedanken, daß er vielleicht in Rußland die Hilfe finden soll, die er eigentlich in Deutschland zu suchen hätte: „Nun gar erst Sachsen, mein liebes Sachsen, das gute Leipzig, ach, und das theure, edle Dresden, wo ich ungefähr wie eine räubige Raqe behandelt werde!“ In Rußland hat er nun wenigstens gute Einnahmen gehabt, klagt aber sehr über die aufreibende Mühe und fühlt sich erschöpft. Er kann so anstrengende Unternehmungen nicht wiederholen, ohne dabei zu Grunde

zu gehen. Minna möge ihn daher im leichten Auskommen unterstützen: „Lebewohl, sei und werde ruhig, ruhig, und verlaß Dich immer auf mich!“ Nun folgt nur noch eine kurze, sechs Monate später geschriebene und aus Penzing datirte Mittheilung, daß Minna das ihr jetzt nöthige Geld aus Berlin erhalten werde. Wagner hatte sich in Penzing häuslich niedergelassen und für seine Einrichtung die petersburger Einkünfte verbraucht. Die Unbekümmertheit, mit der er trotz allen Erfahrungen dabei verfuhr, hatte zur Folge, daß er alsbald wieder den drückendsten Sorgen zurückgegeben war.

Hier schließen die der Oeffentlichkeit übergebenen Briefe. Die letzten Beziehungen Wagners zu Minna bleiben also nach wie vor der genaueren Kenntniß entzogen. Doch dürfte es nach dem mitgetheilten reichlichen Material nicht schwer sein, die inneren Vorgänge der folgenden Zeit zu ergänzen. Die Verschiedenheit der Persönlichkeiten war zu groß. Da half kein guter Wille mehr: eine Wiedervereinigung mit Minna blieb auch nach der entscheidenden Wendung in Wagners Schicksal ausgeschlossen. Und lange sollte Minna ja nicht mehr leben. Ende Januar 1866 erhielt Wagner in Marseille die Nachricht von ihrem Tode. Er fühlte sich davon vollständig betäubt, in einen Zustand dumpfen Hinbrütens versetzt, und hat die dresdener Freunde um ihre Fürsorge für die Leiche seiner „unglücklichen, armen Frau“. Das den Briefen beigegebene Portrait Minnas zeigt ein reizendes, liebes, feines Gesicht, auf dem nur Gutes geschrieben steht. Minna war vielleicht geschaffen, einen Mann von mittlerer Begabung glücklich zu machen. Die Laune und Unvernunft des Schicksals band sie aber an den Genius: und nun versagte sie völlig, so daß Beide die Tragik des Lebens kosten mußten und seine finstere Härte, die kein Erbarmen kennt.

Wm.

Paul Roos.

Schmähe mein Mitleiden nicht, wo Du mich es ausüben siehst, da ich Dir nur noch Mitleide schenken darf! Diese ist das Erhabenste; sie kann nur bei vollster Sympathie erscheinen. Dem gemeineren Wesen, dem ich Mitleid schenkte, muß ich mich schnell abwenden, sobald es von mir Mitleide fordert. Dies war der Grund der letzten Zerwürfnisse mit meiner Frau. Die Unglückliche hatte meinen Entschluß, Euer Haus nicht mehr zu betreten, auf ihre Weise verstanden und ihn als einen Bruch mit Dir aufgefaßt. Nun glaubte sie, bei ihrer Rückkehr müßte sich Behagen und Vertraulichkeit zwischen uns einfinden. Wie furchtbar mußte ich sie enttäuschen! . . . Wiederholte Scussche überzeugten mich und meine Freunde, daß ein fortgesetztes Zusammenleben mit meiner Frau unmöglich und für uns Beide durchaus verderblich ist. So lebt sie in Dresden, wo ich über meine Kräfte reichlich für sie sorge. Sie kann sich noch nicht ganz fassen und mit gewaltsamer Bekämpfung der stets wiederkehrenden Regungen des Mitleides muß ich mich zu einer Härte zwingen, ohne die ich ihre Leiden verlängere und mich aller Aussicht auf Ruhe beraube. Ich kann sagen, daß diese Nähe die schwerste ist, die ich jetzt ertrug. Dafür entzage ich aber auch Auem und Wiu nur mein' Arbeitstuge, das Einzige, was mich vor meinem Gewissen freispricht und mich wirklich freimachen kann!

(Aus Wagners Briefen an Mathilde Wesendonk und Eliza Wille.)



## Selbstanzeigen.

Charon. Zeitschrift für Poesie. Großlichterfelde, Dr. Otto zur Linden Verlag.

Vier Jahre Charon werden mir die Berechtigung geben, von mir zu sagen, daß ich es bittererart meine mit meiner Schöpfung. So darf ich auch wohl bitten, daß sich die Presse des Charon ein Wenig annimmt. Ich bin nicht mit großem öffentlichen Geschrei ans Werk gegangen, sondern habe Heft auf Heft zusammengestellt und herausgegeben und habe erst langsam, dann aber doch etwas schneller schon, Zustimmung hier und da in großen Zeitungen erworben. Die allgemeine Neigung geht aber immer noch nach unüberlegtem Spott. Warum wohl? Daß man allzukühnen Neuerungen im Charon mit großem Mißtrauen zusieht, ist nur menschlich; und ich als Kritiker kenne die Stimmung, die Einen beim Lesen von dichterischen „Experimenten“ packt, zur Genüge, um mich des Tadelß gegen Die zu enthalten, die sich dem ihnen im Charon Neuen gegenstemmen. Aber man hat sich allzu sehr dieser Stimmung gegen Theile des Charon überlassen und hat das Ganze einfach von sich weggeschoben. Wollte man doch wenigstens die Gerechtigkeit haben, Das, was als gute und anerkannte Lyrik ein Anrecht auf Lob hat, auch im Charon zu loben! Und dann erst seine Verurtheilung des Uebrigen aussprechen. Wir müssen es uns Alle abgewöhnen, zu sehr mit den Augen zu lesen. Das ist oft gesagt worden; jezt giebt's in der Praxis Bestrebungen, die mir hier entgegenkommen. Die öffentliche Rezitation von Gedichten. Da habe ich zu sagen, daß der Rezitator meistens Schauspieler ist. Das ist von vorn herein verfehlt. Denn ein lyrisches Gedicht ist kein Drama. Und ein lyrisches Gedicht im Drama, etwa die vielen Romeo-Stellen, ist etwas Anderes, anders gedacht und wirkt anders als ein lyrisches Gedicht per se. Das von der Nachtigal und von der Lerche, — ja, aus dem Drama losgelöst, ist es eben so ein lyrisches Gedicht wie das von Venau: „An ihren bunten Liedern“; im Zusammenhang des Dramas gesprochen, ist es aber anders als in einer Gedichtsammlung. Denn da ist es ein Ganzes allein für sich, während es (und sogar noch in einem Sängermittelfreie innerhalb eines Dramas) im Drama ein Ganzes in einem größeren Ganzen ist. Dieser Unterschied ist so wichtig, daß er für den Stil des Vortrages von Gedichten ganz wesentlich bestimmend sein muß. Das giebt mir wohl Jeder zu. Nun ist aber ein lyrisches Gedicht allein für sich nie (oder nur in Begleitung von Musik) eine Aneignung einer versammelten Vielheit, sondern nur die des Dichters, die des Lesers, die jedes einzelnen Zuhörers; und der Stimmungszusammenklang einer Vielheit wird sehr selten harmonisch sein. Wie aber im Drama? Ja, da wird er eben im Verlauf des Dramas harmonisch. Denn Das ist ja gerade die Kunst und der ganze Sinn des Dramas und die Berechtigung des dramatischen Dichters, daß er eine Menge im Gleichhosen des Dramas langsam zu einer großen Einheit zusammenschweißt. Aber ein einzelnes lyrisches Gedicht wird einer Menge einfach an den Kopf geworfen. . . . Noch Etwas über Rhythmus. Ich weiß, daß ich mich da in kurzen Worten wirklich nicht auch nur annähernd verständlich machen kann. So bescheide ich mich mit einer Art Formel. Nämlich: in der Lyrik lassen sich zwei Arten Rhythmen unterscheiden. Natürlich soll Das kein Dogma sein, sondern nur eine Vertheidigung. Wohl die allermeiste germanische Lyrik hat taktivenden Rhythmus. Daß ich damit kein Silbengeklapper meine, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Aber Sie finden Aehnliches

ja auch in der Musik; die ist in den allermeisten Fällen auch taktirt. Sogar die, die nur melodisch zu sein scheint. Aber daneben ist ein phonetischer Rhythmus, der nicht nur ein dynamischer ist. Dieser phonetische Rhythmus ist aber in der Lyrik nie so recht herausgefühlt worden. Weil eben das Taktirbedürfnis der Dichter allzu stark war. Ich denke nicht daran, gegen den taktirten Rhythmus an sich Etwas zu sagen, auch bedeutet mir ein solcher Rhythmus durchaus nicht: geregelte Metrik. Nein; auch der freiest gebaute Vers kann entweder Taktirhythmus oder phonetischen Rhythmus haben. Und was ich erreichen will, ist nur: daß man mir meinen phonetischen Rhythmus der allermeisten meiner Gedichte als solchen gelten läßt und mir nicht flüchtig ins Gesicht sagt: ich hätte kein Rhythmusgefühl. Meine Gedichte entstehen sogar immer zugleich mit der Musik dazu. Das heißt: ich dichte singend. Daß man die Kritik gerade meine Gedichte als berechtigt so ohne Weiteres gelten lasse, verlange ich nicht. Dafür ist mir der Charon doch viel zu sehr meine Seinsnothwendigkeit geworden. Aber viele Charonmitarbeiter, die von mir gelernt haben oder wenigstens zwischen dem taktirten und dem phonetischen Rhythmus stehen, sollte man glimpflicher behandeln als mich selbst; dann wäre schon viel erreicht. Und ich wollte damit wahrhaftig noch Jahrzehnte lang zufrieden sein.

Großlichterfelde.

Dr. Otto zur Linde.

#### Die Traumbuche und andere Märchen für große Leute. H. und F. Schaffstein in Köln a. Rh. 1907.

Die „Traumbuche“ ist eine Sammlung von „Kunstmärchen“ neuerer deutscher Dichter; sie bietet Alles, was wir, von Storm und Veander bis zu Rainer Maria Rilke und Hugo Salus, an Wertvollem auf diesem Gebiet besitzen. (Nur auf Keller [„Spiegel das Käychen“], den ich Storm gern beigelegt hätte, habe ich auf Wunsch des Verlages verzichten müssen.) Nun weiß ich gar wohl, daß nicht selten die Frage gestellt wird, ob das Märchen als Kunstprodukt überhaupt eine Berechtigung habe, und daß, trotz aller Freiheit in Erfindung und Darstellung, nur wenige Kunstmärchen dem unschuldigen Zauber des echten Volksmärchens nahekommen. Dennoch glaube ich, daß diese Gattung, in der sich fast alle unsere großen Dichter versucht haben, einiges Interesse verdient und daß es sich lohnt, das Zerstreute und unter so vielen Minderwerthigen nicht Beachtete zu sammeln und in gutem Kleid zum Genuß oder zum Studium darzureichen. Ich glaube, in der „Traumbuche“ eine Sammlung zu bieten, die Anspruch auf literarischen Werth erheben darf, nicht zuletzt als ein Buch guter deutscher Prosa. Dafür bürgen schon die Namen der Dichter, die hier vereinigt sind: Storm, Veander, Angenruber, Juliane Dörp, Heyse, Ganghofer, Holde Kurz, Schoenauß-Carolath, Gustav Falke, Richard Dehmel, Hans Hoffmann, Emil Erll, Hugo Salus, Rainer Maria Rilke und Friedrich Kayßler. „Für große Leute“ ist diese Sammlung bestimmt, weil in den hier zusammengestellten Märchen jaß überall Sehnsüchte, Stimmungen und Zustände zur Darstellung kommen, denen erst der Erwachsene Verständnis entgegenbringt.

Emil Weber.

#### Alexander L. Nieklands Gesammelte Werke; übersetzt von Dr. Friedrich Leskien und Marie Leskien-vie, sechs Bände; geheftet 25 Mark. Leipzig, Georg Meiseburger.

Als der Dritte im Bunde der großen Norweger Ibsen und Björnson ist

Alexander Kielland schon lange den Freunden skandinavischer Literatur bekannt. Daß er in Deutschland noch nicht ganz nach Verdienst gewürdigt worden ist, mag zum Theil an der schonungslosen Art, mit der er die Fehler und Gebrechen unserer modernen gesellschaftlichen Zustände aufdeckt, zum Theil an dem bisherigen Mangel einer einheitlichen deutschen Ausgabe seiner Werke liegen. Jetzt haben wir diese Ausgabe. Kielland hat bis zu seinem Todestag sehr eifrigen Antheil daran genommen und die Uebersetzer mit Rath und That unterstützt. Ibsen klagte einmal darüber, daß bei Uebersetzungen seiner Werke oft mehr der Uebersetzer als der Autor zum Wort komme. Diesen Fehler suchten wir zu vermeiden. Das Original mußte unterkürzt (frühere Ausgaben hatten für die Denkart des Verfassers höchst charakteristische Stellen aus Furcht, Anstoß zu erregen, weggelassen) bleiben und überall, wo der Autor sie brauchte, die volle Härte des Ausdrucks beibehalten werden, selbst auf die Gefahr, im Deutschen unschön zu wirken. Denn nichts war Kielland verhaßter als das Bestreben, da zu mildern, zu glätten und zu vertuschen, wo er ein Gebrechen brandmarken zu müssen glaubte.

Dr. F. Leskien.

### Lieblose Gesänge. Desterheld & Co. Berlin.

Ich wende mich nicht nur an außerordentlich gebildete Menschen. In meiner Dichtung ist das Wort so in Empfindung aufgegangen, daß jedes nicht besangene Ohr deren eigentliche Sprache völlig vernehmen kann. Immerhin mögen die gebildeten Leser nicht vergessen, was sie bereits von den Bestrebungen wissen, die um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts herum zwei nicht deutsche Literaturen bewegten. Die französische Poesie suchte sich von den widerspruchsvollen Bestandtheilen zu befreien, die selbst ihre größten Schöpfungen oft getrübt hatte: von der Mischung von Vernunft und dichterischer Eingebung, von der alltäglichen und nützlichen Moralität, die sich in metrischer Umhüllung dem Leser darbietet. Wenn sie sich aber vom rein Vernünftigen entblöhte, ging sie nicht immer dem Rebelhaften aus dem Wege. Die jüngsten italienischen Dichter vermieden mit vollem Erfolg die Barbarei, aber nicht immer die Rhetorik, indem sie die göttliche Klarheit der Form in Ehre brachten, darin das dichterische Gefühl gleich einem Blick in seinem Auge lebt. Dem aufmerksamsten Leser wird nicht entgehen, was das deutsche Aneignungstalent in diesen „Lieblosen Gesängen“ von der einen und von der anderen Bestrebung aufgenommen, was die deutsche Unterscheidungsgabe in der einen und der anderen Bestrebung zu vermeiden gewußt hat. Wenn der Verfasser sagt: „Und das Gefühl wird zum Gedanken und der Gedanke zum Gefühl“, weiß er, daß der Gedanke nicht aus der Dichtung ausgeschieden werden darf, wie es im Evangelium der Dekadenten lautet, sondern je nach dem Instinkt der Dichtung verwandelt und aufgelöst. Deshalb nichts von den Silbenträumereien, die nur auf einer sinnlichen Beschaffenheit des Lauten fußen, aber auch nicht die pädagogische Bestimmtheit, die von den meisten deutschen Dichtern aus einem nicht verächtlichen Gefühl, dem eigenen Volk zu nützen, selten verabscheut worden ist, wobei sie davon Zeugnis ablegten, ihre Verpflichtung als Menschen eher denn das Wesen ihrer Kunst zu verstehen. Ich habe einen Haß gegen den Ueberschwang der Imagination in meiner Ehrfurcht vor dem Maß, gegen die Abgötterei des Wortes ein Gegenmittel in meinem germanischem Ernst gefunden.

Benno Geiger.

## Die Galeere.

**D**u bist ganz gesund, Franz“, sagte Professor Frohnhöfer energisch. „Du mußt nur Deine Praxis wieder aufnehmen. Schusten! Schusten! Du weißt ja: Das ist das beste Konservierungsmittel.“

Er stand auf und reckte, scheinbar sorglos, die athletischen Glieder; aber sein Blick verließ den Kranken nicht, der gerade jetzt die Lippen scharf zusammenpreßte, als wolle er einen jähen Schmerz bewältigen.

„Wißt Du nicht lieber ein Bißchen aufstehen?“ sagte er dann freundlich und doch mit einer leisen Ungebuld. „Das Liegen schwächt Dich nur.“

Dr. Jülich seufzte leise. Dann richtete er seine schönen tiefblauen Augen auf den Professor und sagte mit einem stillen, wie sehnsüchtigen Lächeln: „Statt mich zu schulmeistern, solltest Du mir lieber von Deinen Arbeiten erzählen.“

„Was ist da groß zu erzählen? Das Buch wird in vier Wochen fertig. Es war eine gottverdammte Schinderei.“

„Und dann? Gehst Du wieder hinaus?“

„Ja, was dachtest Du denn? Meiner Schwarzen können mich nicht entbehren. In einem halben Jahr schlafe ich wieder unter tropischem Himmel.“

„Also doch?“ rief Jülich erregt und seine blassen, abgekehrten Wangen rötheten sich. „Trotz Deiner Herzaffektion? Das ist doch der reine Selbstmord!“

„Bitte, werde nicht sentimental!“ sagte Frohnhöfer barsch. „Meine Arbeiten sind eben noch nicht fertig.“

Der Kranke sah den Freund mit einem langen Blick an; dann ergriff er plötzlich seine Hand und küßte sie leidenschaftlich.

„Aber Franz!“ rief der Professor; „was fällt Dir denn ein? Junge, Du bist doch krank! Jetzt glaube ich.“

Jülich hatte sich erschöpft in die Kissen zurückgelegt. „Ich wünschte, unser Stand hätte mehr Solche, wie Du bist!“ lächelte er.

„Na, hat er Die denn nicht? Du selbst doch in erster Linie, bevor Du ein Faulthier wurdest.“ Der Kranke lächelte schmerzlich.

In diesem Augenblick klopfte es. Der Professor öffnete die Thür und ein blonder Junge von acht Jahren trat ein. Er trug, sorgsam und etwas ängstlich, eine Tablette mit einem Glas Limonade. „Mama läßt schön grüßen“, sagte er.

Jülich sah starr vor sich hin. „Ich danke.“ Der Knabe zögerte einen Augenblick und ging dann verlegen hinaus.

„Bildschöner Bengel!“ brummte der Professor. „Freilich; der Vater war auch ein famoser Kerl. Außerlich, heißt Das; innerlich hatte ich ja nicht die Ehre.“

„Justiz hatte die Augen geblinzelt und ätzwürkte mich.“ Wo war nur Bimmer; nur vom Kamin her hörte man das leise Knistern der brennenden

„Na, ich muß jetzt fort, Franz!“ sagte endlich der Professor, der vorher die schmalen Wangen des Freundes betrachtet hatte. „Also raff Dich mal zusammen, daß ich Dich morgen munter finde! Servus.“

„Adieu. Und Dank für Deinen Besuch!“

Der Professor schob die ungeschlachte Gestalt durch die Thür. Der Kranke seufzte tief auf und rang und preßte die feinen, durchsichtig schimmernden Lippen gegen einander.

Professor Frohnhöfer schritt über den Korridor und klopfte an eine der gegenüberliegenden Thüren. Eine klangvolle Frauenstimme rief: „Herein!“ Der Professor trat ein und blieb einen Augenblick stehen: die Schönheit dieses Weibes blendete ihn immer aufs Neue. Die etwas schwere Leppigkeit der hohen Gestalt, das ährenblonde Haar und die strahlenden braunen Augen: Das gab es doch eigentlich nur auf Bildern. „Na, Sie brauchen wenigstens keinen Arzt, gnädige Frau!“ sagte er lässig. Sie gewährte die ehrliche Bewunderung, die ihre Schönheit erweckte, und erröthete. Aber sie ging nicht auf seine Worte ein.

„Wie sieht es denn heute?“ fragte sie.

Der Professor seufzte. „Ja, danach muß ich Sie fragen, gnädige Frau“, sagte er langsam.

„Nicht?“

„Wollen Sie mir eine Unterredung bewilligen und mir aufrichtig antworten?“ fragte der Professor ernst.

Sie war erblickt, wies aber mit einer Handbewegung auf einen Sessel und setzte sich selbst. „Bitte!“

„Ich habe also Franz genau untersucht und kann mit gutem Gewissen sagen, daß er organisch ganz gesund ist.“

Frau Emilie lächlich athmete hoch auf und ihre Lippen bewegten sich. Als sie aber in das ernste Gesicht des Arztes sah, hielt sie an sich.

„Trotz diesem günstigen Befund ist die Sache doch nicht unbedenklich. Es ist ein räthselhaftes psychisches Leiden da. Ihrem Gatten fehlt der Wille zum Leben. Ich habe den Eindruck, daß Etwas auf ihm lastet.“ Er machte eine Pause und fuhr entschlossen fort: „Können Sie mir sagen, ob meine Beobachtung richtig ist?“

Sie sah ganz aufrecht und sah den Professor mit einem Ausdruck kindlicher Tapferkeit an. „Fragen Sie, bitte; ich will Ihnen antworten.“

„Sie sehen sich noch gut mit Franz?“ sagte er zögernd.

„Ich liebe ihn über Alles.“

„Und er? Aber die Frage ist eigentlich sinnlos. Wer Sie sieht . . .“

„Nicht doch.“ Sie blickte nachdenklich vor sich hin. „Ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll. Ich habe das Gefühl, daß er mich liebt; aber manchmal ist mir, als wenn er vor mir schaudert.“

Der Professor schüttelte den Kopf. „Ohne seelische Befreiung ist für Franz keine Genesung möglich. Deshalb bitte ich, weiter fragen zu dürfen. Er scheint Ihren Sohn nicht leiden zu können. Verzeihen Sie meine Offenheit. Wie erklären Sie Das? Ist es nachträgliche Eifersucht auf Ihren ersten Gatten?“

Frau Emilie wendete unruhig den Kopf hin und her. „Vielleicht. Ich kann es mir kaum anders erklären. Das Kind ist so gut.“

„Der Knabe sieht Ihrem ersten Gatten sehr ähnlich?“

Sie seufzte. „Ja. Sprechend ähnlich.“

„Sie sagten eben, gnädige Frau, Franz schaudere manchmal vor Ihnen zurück. Können Sie sich denn irgend einen Grund für dieses unbegreifliche Verhalten denken?“

Frau Emilie erhob sich und ging ruhelos im Zimmer auf und ab. Sie hatte die Zähne aufeinandergepreßt und ihr schönes Gesicht sah in seiner Konzentration fast männlich aus. Dann aber setzte sie sich wieder. „Ja!“

„Und können Sie mir diesen Grund sagen?“

„Rein.“

„Auch dann nicht, wenn es sich für Franz um Leben und Tod handelt?“

„Rein.“

Professor Frohnhöfer schwieg ein Weilchen. Er sah die schöne Frau fest an und in seinen Blick trat eine unerbittliche Strenge. Endlich sagte er langsam und leise: „Als ich vorgestern nachts bei Franz wachte, rief er zweimal ganz deutlich: Ich bin ein Mörder! Ich bin ein Mörder!“

Frau Emilie stand auf und erhob die gerungenen Hände mit einer Heerde fetterlichen Schmerzes. Dann sank sie, als wolle sie sich lieber demüthigen, an ihrem Stuhl zu Boden, umklammerte die Lehne und drängte ihren Kopf gegen die Hände. „Jetzt kommt es!“ schloß sie. „Nun ist Alles aus. Nun schleppt man ihn weg.“ Sie schluchzte verzweifelt. Ihr Körper wand sich wie im Krampf.

„Um Gottes willen, gnädige Frau, beruhigen Sie sich!“ sagte Frohnhöfer und versuchte, die Kniende sanft emporzuziehen.

„Ich bin die Mörderin, ich allein! Ich bin schuld, ich habe ihn hineingehehrt!“ Sie wandte sich auf den Knien zu dem Arzt und sprach jetzt, während sie ihr feuchtes Antlitz zu ihm erhob, so eifrig auf ihn ein, als sei er der Richter, von dem sie die Freisprechung ersehen könne. „Als mein erster Mann krank war, behandelte ihn Franz. Ich liebte Franz schon, aber ich wußte nicht, wie sehr. Eines Tages sagte er mir, es sehe schlecht und er wolle Sie hinzuziehen. Sie sollten am folgenden Tag nach Afrika abreisen.“

„Aber stehen Sie doch auf, gnädige Frau“, bat Frohnhöfer. Sie erhob sich gehorsam und setzte sich auf den Sessel, ohne ihr Gesicht abzutrocknen.

„Als Sie fort waren, kam Franz herein und sagte zu mir: Mein Freund theilt meine Ansicht, daß wir Ihren Herrn Gemahl trotz Alledem durchbringen werden. Und in diesem Augenblick merkte ich, daß ich seit Wochen gehofft hatte, mein Mann würde sterben; daß ich Franz liebte; daß ich nicht ohne ihn leben konnte; daß der Andere sterben müsse; denn nie, nie würde er mich freigeben. Ich warf mich Franz um den Hals und rief: Nette mich! Nette! Ich haßte meinen Mann. Er war roh, er schlug und küßte mich abwechselnd. Das wars ja aber nicht; wenn Franz mich schlagen würde, mußte ich ihn doch lieben. Ich haßte ihn, weil ich ihn haßte. Und ich fühlte nur: der Andere muß sterben.“

Professor Frohnhöfer hatte eine schlaflose Nacht. Das war ihm seit zwanzig Jahren nicht vorgekommen, denn er sorgte für Müdigkeit. Aber das Bekenntniß der Frau Emilie hatte ihn umgeworfen. War es möglich, daß Franz Zülich, der ehrenhafteste und sensitiöse aller Menschen, ein Verbrecher war? Der Professor wies den Gedanken empört zurück. Im selben Augenblick aber mußte er sich sagen, daß die Leidenschaft den anderen, den atavistischen Menschen in uns erweckt, den wir sonst unter der sozialen Lünche kaum gewahren. Er entsann sich sehr wohl der Zeit, wo Franz die Behandlung des Herrn von Selben übernommen hatte. Er hatte gefühlt, wie damals im Wesen seines Freundes ein fremdes Element auftauchte. Als Franz ihn dann zu einer Konsultation bei Selben gebeten hatte, war er zu der Ansicht gelangt, daß der herkulische Körper des Mannes bei sorgfamer Pflege die schwere Erkrankung überwinden werde. Dann war er nach Afrika gegangen, hatte jeden Konnex mit der europäischen Welt verloren und war

erst nach zwei Jahren zurückgekehrt, um die Resultate seiner Reise wissenschaftlich zu verarbeiten. Er hatte Franz aufgesucht und ihn zu seinem Erstaunen verheiratet gefunden. Was ihn aber noch mehr bestrebte hatte, war, daß Franz jede Praxis aufgegeben hatte und seine Tage eigentlich ohne jede ernstere Thätigkeit träumend und rauchend verbrachte. Daß Etwas auf ihm lastete, hatte er bald gefühlt; doch schien Franz sich ihm nicht anvertrauen zu wollen. Alle diese Indizien aber berechtigten noch nicht zu der furchtbaren Voraussetzung . . .

Um acht Uhr stand der Professor wieder am Bett seines Freundes; und als er in die Augen des Kranken sah, schämte er sich seines Argwohns. Hier mußte ein unglückseliges Mißverständnis vorliegen. Mit einer mechanischen Bewegung sagte er nach dem Puls des Patienten.

„Ruhig, nur etwas schwach!“ sagte er und bemühte sich, seiner Stimme einen heiteren Klang zu geben. „Franz, ich muß was mit Dir besprechen.“

„Nun?“ fragte der Kranke mit freundlichem Ausdruck.

Der Professor räusperte sich. Es war doch eine riskante Sache. „Franz“, sagte er dann, „wir sind Männer und Winkelzüge schicken sich nicht für uns. Wie ist eigentlich Herr von Selden gestorben?“

Jülich sah den Freund ruhig an. In seinem Blick lag ein namenloses Elend, ein Elend, das keine Furcht mehr kennt. „Ich wußte wohl, daß diese Frage einmal kommen würde“, sagte er, „und ich wundere mich nur, daß sie so spät kommt. Bei Deinem Gedächtniß konntest Du nicht vergessen, daß der Fall durchaus nicht hoffnungslos lag, und Du hättest ja gewissermaßen Deine ärztliche Autorität für die Heilung eingesetzt. Beruhige Dich; Du hast Dich nicht blamiert. Ich bin ein Mörder. Ich liebte diese Frau wie ein Rasender. Und da habe ich ihn getödtet.“

„Unmöglich! Du . . .!“

„Ich habe ihn nicht umgebracht“, fuhr Jülich, wie gereizt durch einen Widerspruch, fort. „Aber ich habe ihn getödtet. Ich that Alles, was meine Pflicht war . . .“

„Nun also!“ rief der Professor erleichtert.

„Aber ich habe dies Alles lieblos gethan. Mit dem steten Wunsch, daß es nutzlos bleiben, daß er sterben möchte. Und der Wunsch wurde erfüllt. Er ist durch mich gestorben. Du weißt, wie stark der Wille des Arztes wirkt.“

„Unsinn!“ rief Frohnhöfer heftig.

„Daß nur! Sei ehrlich. Kennst Du eine schwerere Sünde als die, die ich begangen habe? Ich hatte früher, in meinem materialistischen Hochmuth, den Begriff der Sünde ausgeschaltet; jetzt weiß ich, daß es eine giebt. Ich konnte nicht mehr an ein Krankentbett treten, ohne die furchtbarsten Qualen zu empfinden; ich hatte das Gefühl, daß ich den Kranken Unheil bringe. Und doch mußte ich thun, was ich gethan habe. Ich liebte Emilie.“

„Und liebst sie noch?“

„Ich weiß nicht. Bald möchte ich sie an mich reißen, bald möchte ich sie von mir stoßen. Ihr Anblick berauscht mich und quält mich.“

„Franz“, sagte der Professor ruhig, „das Alles ist Psychose. Ich bin überzeugt, daß Herr von Selden auch unter meiner Aufsicht gestorben wäre. Sein Körper war morisch. Du hast sicher in vollem Umfang Deine Pflicht gethan. Aber selbst wenn Du Dir Etwas vorzuwerfen hättest, so giebt es doch eine Sühne.“

„Und welche?“

„Arbeite; heile, rette!“

„Das Leben, das mir anvertraut war, kann ich nicht mehr retten. Ich bin ein Mörder. Schlimmer als ein Mörder.“

Der Professor sann ein Weilschen nach. Dann sagte er: „Ich weiß einen Ausweg. Komm mit mir! Ich brauche einen Assistenten. Du weißt, das Klima ist gefährlich. Du wagst Dein Leben. Das kannst Du als Sühne betrachten. Nimm an, ich sei Dein Beichtvater. Ich absolviere Dich unter dieser Bedingung.“

Jülich schwieg lange. Endlich reichte er dem Professor die Hand: „Du bist gut. Und es würde mich vielleicht erlösen. Aber Emilie wird es nie zugeben. Ich muß auf der Galere sterben.“

Wenige Minuten später sah der Professor wieder bei Frau Emilie. Er hatte ihr Alles gesagt, nur das Schwerste noch nicht: sein Heilmittel.

„Ich sehe nur eine Rettung, gnädige Frau!“ Er nahm ihre zitternde, siebrige Hand in seine starken, kühlen Hände. „Franz muß fort von hier. Er geht hier zu Grunde und seine Liebe zu Ihnen geht auch zu Grunde.“

„Sie meinen, er soll reisen?“

„Ja.“

„Allein?“

„Unbedingt.“

„Und . . . wohin?“

„Nach Afrika. Mit mir.“

Frau Emilie sah den Arzt scharf an; und ein finsterner, argwöhnischer Zug trat in ihr Gesicht.

„Er will sich von mir trennen?“

„Für eine Weile.“

„Und ist es sicher, daß er wieder zu mir zurückkommt? Können Sie es mir beschwören?“

„Auch Das müssen wir der Zeit überlassen.“

„Nie, nie, nie!“ rief die junge Frau wild. „Er soll mich nicht allein lassen. Ich kann nicht ohne ihn leben. Ich liebe ihn. Und dann: mit diesen Erinnerungen hier allein! Er wird mich vergessen, er wird sterben in dem mörderischen Klima und ich werde nicht bei ihm sein. Nein, er mag mich hassen, aber hier will ich ihn haben. Ich muß ihn sehen können, auch wenn er nicht zu mir spricht. Wir sind an einander geschmiebet.“

„Und wenn er ohne Ihre Zustimmung geht?“

Sie lief mit raschen Schritten ans Fenster. „In dem Augenblick, wo er in die Droschke steigt, stürze ich mich hier hinunter!“ schrie sie verzweifelt.

„Das werden Sie nicht thun!“ sagte der Professor und versuchte, mit blaffen Lippen, zu lächeln.

„Abwarten!“ erwiderte sie mit kalter Wuth, „gehen Sie nur hinüber und sagen Sie es ihm! Wir sind an einander geschmiebet für Zeit und Ewigkeit.“

Der Professor erhob sich. „Seien Sie unbeforgt, gnädige Frau: Franz weiß es. Ich wollte Ihnen seine Worte ersparen, aber nun muß ich sie Ihnen wiederholen. Er sagte mir vorhin: Ich muß auf der Galere sterben.“

Es war Abend und Jülichs Arbeitszimmer lag im Dämmerlicht. Jülich hatte sich angekleidet. Er saß in seinem Behnstuhl am Schreibtisch und starrte vor



sich hin. Vierzig Jahre: und das Leben verödet. Eine schwere Schuld auf der Seele und kein Licht auf dem Zukunftsweg. Nur ein dunkler Pfad ins Nichts. Einschlafen, nur einschlafen, dachte er. Aber er konnte sich nicht entschließen, ein Ende zu machen. Ihm war, als ob er mit dieser That einen Vertrag zerrisse, an den seine Ehre gebunden war. Wer die Geistesflut verschrecken konnte! Unmöglich. Und er starrte in die Dämmerung.

Da öffnete sich leise die Thür, sie schloß sich eben so leise und Emilie glitt herein. Sie kniete an dem Sessel nieder, leante den Kopf auf sein Knie und er fühlte, wie ihr Körper zitterte, als sie zu weinen begann. Dies heiße Weinen währte lange. Und nun streichelte er unendlich sanft und mitleidig das Haar der Knienden. Da sagte sie nach seiner Hand, küßte sie wieder und wieder; und dann vernahm er das Wort, das wie ein Hauch zu ihm emporkam: „Reise!“

Dann stand sie auf und schritt hinaus, mit einer Hoheit, die er noch niemals an ihr wahrgenommen hatte. Das Zimmer lag wieder still in der tiefer werdenden Dämmerung; und doch war ihm, als vernehme er den Laut des freudigen Lebens und sehe in der Ferne des Zukunftsweges ein stilles Leuchten.

Eduard Goldbed.



## Defraudanten.

**M**it einem für Defraudanten und Solche, die es werden wollen, ungemein beruhigenden Erfraunen haben die Beherrscher unserer Banken die rasch auf einander folgenden Entdeckungen großer Unterschlagungen aufgenommen. Die Veruntreuungen eines Effektenkassirers der Darmstädter Bank mußten eigentlich vor allzu blindem Vertrauen warnen. Aber in zwei Jahren lernt man eben vergessen. Rechnet man zu den von den Kassirern Eckert (Dresdener Bank) und Goltermann (Mitteldeutsche Kreditbank) unterschlagenen 830 000 Mark die von dem verhafteten Direktor der Solinger Bank, Becker, veruntreute Summe von 175 000 Mark, so bekommt man eine runde Million an defraudirten Geldern. Die Unterschleife erstrecken sich auf eine ganze Reihe von Jahren. Das ist ein ungenügender Trost. Der Kassenvorsteher Eckert und der Couponkassirer Goltermann standen seit einem Vierteljahrhundert im Dienst ihrer Banken und fanden als „alte, bewährte“ Beamte „unbegrenztes“ Vertrauen. Wenn Eckert seine Bücher zuklappte und sagte: „Sie stimmen“, so beugte Jeder in Ehrfurcht sein Haupt. Und Goltermann durfte sicher sein, daß bei den Revisionen immer nur die sorgsam gefälligten Büchern der vorangegangenen Abrechnungen zur Kontrolle herangezogen wurden. Der geriffene Couponkassirer pflegte nämlich nach jeder Revision vor die bereits geprägten Zahlen eine neue Ziffer zu setzen. Hätten nun die Revisoren sich nur ein einziges Mal die Mühe gemacht, ihre eigenen Notizen, die vor den Fälschungen gemacht, also richtig waren, nachzusehen, dann wäre der Betrug entdeckt worden. So aber konnte Goltermann die Fälschungen in großem Stil und in aller Ruhe Jahre lang fortsetzen. Die Kontrollbücher verschaffte er sich durch Einbruch; und die falschen Eintragungen beschränkten sich nicht auf die Bücher, sondern waren auch auf Vordereanzug und Belegen zu finden. Im Ganzen wurden bei der Mitteldeutschen Kre-

ditbank 600 000 Mark unterschlagen. Das ist mehr als ein Prozent des Aktienkapitals. Da die bei Woltermann gefundene Werthsumme etwa 100 000 Mark betragen soll, so bliebe ein Nettoverlust von 500 000 Mark, der, nach einer Erklärung der Bankleitung, durch einen Ertragewinn auf dem Konfortialkonto gedeckt werden soll. Die Dresdener Bank hat über die Art der Deckung der ihr gestohlenen 235 000 Mark nichts gesagt; da ist also anzunehmen, daß die Summe vom Gewinn abgezogen werden wird. Beide Banken waren schon im Jahr 1907 durch Verluste gezwungen, beträchtliche Summen abzuschreiben. Die Mitteldeutsche ließ, mit Hilfe einer nicht ganz durchsichtigen Art der Buchung, den Verlust in den Reserven verschwinden. Da die Reserven schon damals niedriger dotiert worden waren als im Jahr vorher, so ist nun die Thatsache doppelt bedauerlich, daß der erwähnte Ertragewinn in diesem Jahr durch den Extraverlust aufgezehrt wird. Die Dresdener Bank aber hatte auf Außenstände nicht weniger als 1,70 Millionen Mark abzuschreiben, weil sie durch unredliche Manipulationen in Hamburg geschädigt worden war.

Soll nun der „Verlust durch Defraudationen“ zum ständigen Posten in den Bilanzen der Banken werden? Der tabelnswerte Mangel an ausreichender Kontrolle läßt solche Furcht aufkommen. Mit der extensiven Entwicklung der Lantienen darf die Bequemlichkeit nicht zunehmen. Billige Sentiments, Reden von Alter, Ehrwürdigkeit und langer Dienstzeit der Beamten sollte man uns nachgerade ersparen. Es macht einen ganz netten Eindruck, wenn man von seinem Personal sagen kann, es sei „treu wie Gold“; ist die Treue aber nachher wirklich in Gold umzusetzen, dann sieht die Sache nicht mehr so nett aus. Schließlich ist doch fremdes Geld, das die Banken zu verwalten haben; da muß mit eiserner Strenge kontrollirt werden. Wenn es im Betriebe einer Großbank möglich ist, daß Jahre lang Bücher gefälscht und Coupons gestohlen werden, ohne daß Jemand Etwas merkt, so muß die Kontrolleinrichtung schlecht sein. Oder hält man es für einen wünschenswerthen Zustand, daß die Entdeckung von Unterschleifen dem Zufall überlassen bleibt? In Dresden und in Frankfurt hat nur ein zufälliges Zusammentreffen von Ereignissen den Betrug ans Licht gebracht. Hier wie dort war der Defraudant auf Urlaub gegangen und der Vertreter fand die Bescherung. Warum ist man noch nicht auf die Idee gekommen, so nützliche Vertretung zu einer dauernden Institution zu machen? Die Darmstädter Bank hat, nach den kostspieligen Erfahrungen, die ihr die mangelhafte Beaufsichtigung ihrer Beamten eintrug, die Einrichtungen in der angeedeuteten Weise verbessert. Die Inhaber der verschiedenen Posten wechseln innerhalb bestimmter Zeiträume mit einander ab. Der Kassirer wandert ins Korrespondenzbureau und an seine Stelle tritt ein Herr aus der Buchhalterei. Dadurch wird auch die von den Beamten der großen Aktienbanken oft beklagte Einseitigkeit in der Ausbildung vermieden. Wer immer an der Effektenkasse, in der Buchhalterei, in der Korrespondenzabtheilung, im Börsenbureau beschäftigt ist, taugt für einen anderen Posten natürlich kaum noch. Und je größer der Betrieb, desto subtiler die Arbeittheilung. Der einzelne Beamte wird zum winzigen Rädchen in der großen Maschine und unfähig zu jeder anderen Funktion als der ihm im Gesamtmechanismus einmal zugewiesenen. Diese Enge des Arbeitsfeldes beschränkt auch die Freizügigkeit; der Beamte kann ja auch anderswo nur leisten, was er bisher gelernt und geübt hat. Die Auswechslung der Inhaber exponirter Posten, namentlich also der Kassirer, schafft die immerhin noch sicherste Kontrolleinrichtung. Die Ver-

treten in Urlaubzeiten genügt nicht, da der Stellvertreter sich nur mit den laufenden Geschäften zu befassen hat und Bücher und Belege nur so weit zu prüfen pflegt, wie der tägliche Bedarf erfordert. Wird aber für eine bestimmte längere Zeit das Personal gewechselt, so ist die Nothwendigkeit einer genauen Nachprüfung der Kassenbestände und aller dazu gehörenden Unterlagen von selbst gegeben. Solche Kontrolle muß verhindern, daß Fälschungen sich auf Jahre in den Büchern einnisten.

Nun sagt man, der ständige Wechsel sei unmöglich, weil gerade der Kassenschef (aber auch mancher andere Ressortvorsteher) Jahre brauche, um sich in die schwierige Materie und deren tausend Einzelheiten so einzuarbeiten, daß er darin zu Haus ist. Das mag richtig sein. Eine Großbank kann sich aber den Luxus leisten, mindestens zwei in so gefährlichem Gelände heimische Beamte zu haben. Dann ist eine beträchtliche Defraudation kaum mehr denkbar. Und darüber, daß solche Möglichkeit um jeden Preis verhindert werden muß, kann doch kein Zweifel aufkommen.

Da die Mitteldeutsche Kreditbank, als kleinste der Großbanken, weder einen besonders komplizierten inneren Betrieb noch ein unübersehbares Reg von Filialen hat, müßte gerade sie vor beträchtlichen Unterschleifen geschützt sein. Ist aber in den modernen Großbankconcerns überhaupt noch eine zuverlässige Ueberwachung der Beamtenheerde möglich? Da werden jahraus, jahrein neue Filialen und Depositenkassen aufgemacht, die Unkosten steigen ins Ungeheure; und nun entsteht die Gefahr, daß man den riesigen Apparat nicht mehr genau kontroliren kann. Die Expansion der Banken hat schon den unbestreitbaren Nachtheil, daß die Ausgaben in einem zu den Einnahmen nicht passenden Maße steigen. Bei den Berliner Aktienbanken fraßen die Unkosten im Jahr 1907 schon 36 Prozent des gesammten Bruttogewinnes. Wenn nun zu dieser für die Aktionäre nicht erfreulichen Erscheinung noch das Risiko einer ungenügenden Beaufsichtigung des ganzen Betriebes kommt, kann die Stabilität der Dividenden bald aufhören. Am Ende behalten die Leute Recht, die laut vor den Nachtheilen einer zu rasch durchgeführten Konzentration warnen. Die Leiter der Großbanken müssen ernstlich prüfen, ob ihre Kontrolleinrichtungen auch für das erweiterte Gebiet noch genügen. An den Kampf gegen das Spekuliren der Angestellten braucht man kaum noch Mühe zu verwenden; alle Versuche, dieses (im Sinn der Emissionfirmen notwendige) Uebel auszuroden, sind resultatlos geblieben. So lange Direktoren und Prokuristen für eigene Rechnung spekuliren, hat auch der jüngste Stift ein Recht dazu. Denn die Herren, die im „Behali“ von fünfzigtausend Mark aufwärts steigen, sind im „Charakter“ (nach österreichischem Sprachgebrauch) nicht mehr als die Commis von fünftausend Mark abwärts. Beide sind Vertreter der Spezies „Angestellter“. Der Unterschied liegt nur in der Bezahlung. In der Bankenrepublik spekulirt eben Jeder; der Kassendote so gut (oder schlecht) wie der Börsenvertreter. Das kommt aus der Lust, in der diese Herren leben; die läßt den Spieltrieb ohne Hemmung wachsen. Oft liegt den Banken auch daran, daß ihre Emissionen durch das Personal lancirt werden. Ich möchte das Schicksal eines Depositenkassenvorstehers, der dem Publikum „objektive“ Rathschläge giebt, nicht theilen. Der Mann soll auch bei Empfehlungen die Politik der Bank machen; sonst holt ihn der Teufel. Durch solche Gebote werden die Angestellten direkt zu eigenmächtigen Spekulationen verleitet und empfohlen dann nicht mehr nur die Papiere ihrer Bank, sondern auch die Effekten, in denen sie selbst engagirt sind. Solches Uebel ist nicht ganz zu beseitigen; kaum

zu mildern. Das Schnapstrinken wird auch ewig zum eisernen Bestand unserer Kultur gehören; und wer im Chefcabinet einer Bank über die Börsengeschäfte des Personals feuzt, hört wohl die Antwort: „Wenn nicht wenigstens unsere Leute noch Etwas an der Börse machten, könnte die ihr Geschäft überhaupt schließen.“ Die Spekulation der Bankleute gehören schon zu den Existenzbedingungen der Börse. Daran wird keine noch so strenge Maßregel Etwas ändern. Man sollte lieber überlegen, ob eine mäßige Konzession für Spekulationsgeschäfte an deutschen Börsen nicht ein Mittel zur Verhütung von ausländischen Engagements wäre. Wie Holtermann, den ungetreuen Kassirer der Mitteldeutschen Kreditbank, haben schon manchen Bankbeamten die an der londoner Börse erlittenen Verluste ins Verbrechen getrieben.

Ich sagte, daß ein Direktor sich vom Commis nur durch die Bezahlung unterscheidet. Das ist nicht Alles. Der Direktor unterscheidet sich auch dadurch von kleineren Angestellten, daß seine Verfehlungen ganz andere Konsequenzen haben als die der übrigen Beamten und zu Insolvenz und Konkurs führen können. Eine Musterkarte von Fälschungen, Schwindeleien und Unterschlagungen lieferte neulich das Ende der Solinger Bank. Da sind zunächst die (erst durch nachträgliche Revisionen festgestellten) Unterschlagungen des Direktors Becker, die mehr als 175 000 Mark verschlangen. Er wird sich als einziges Mitglied des solinger Direktoriums vor dem Strafrichter zu verantworten haben. Die beiden anderen Direktoren, Stratmann und Von Henesse, sind gestorben. Glück muß der Mensch haben. Die beiden Kassirer, die der Dresdener Bank und der Mitteldeutschen Kreditbank Geld unterschlugen, haben sich selbst getötet. Auch bei der Solinger Bank sind die Bilanzen Jahre lang gefälscht worden. Die Deutsche Treuhändergesellschaft, die mit der Revision der solinger Bücher betraut worden ist, hat festgestellt, daß schon das Jahr 1903 mit einem Fehlbetrag von 2½ Millionen abschloß. Trotzdem wurden bis zuletzt Dividenden von 7 und 8 Prozent gezahlt. Jetzt fehlen 6 bis 7 Millionen; dabei sind Aktienkapital und Reserven, im Gesamtbetrag von 5 Millionen, vorher schon als verloren abgerechnet worden. Die Direktoren der Solinger Bank haben mit einem ganzen Käßzeug von Fälschermitteln gearbeitet. Kettenschlüssel wurden in Umlauf gesetzt, falsche Konten geführt, falsche Aufrechnungen gemacht. Dabei wurde mit beispiellosem Leichtsinne Kredit gegeben. Bei einer solinger Firma, die zu den Kunden der Bank gehörte, ergab der durch den Zusammenbruch der Kreditgeberin notwendig gewordene Konkurs eine Vermögensquote von knapp 10 Prozent. Dieser Firma hatte die Solinger Bank beinahe eine halbe Million Kredit gegeben; und dieser hohe Kredit verleitete wieder andere Finanzinstitute, sogar die Reichsbank, zur Vergabe von Barmitteln. Bei der Solinger Bank selbst ist die Reichsbank mit einer Forderung von 1¼ Millionen vertreten; die Dresdener Bank mit 207 000, der Schaaffhausensche Bankverein mit 733 000, der Barmer Bankverein mit 1,32 Millionen. Wurde nie genau revidiert? Die „unvermuteten“ Revisionen gelten als Beleidigung der davon betroffenen Personen; und man will brave Männer doch nicht kränken. Diesen bequemen Standpunkt sollten die zur Kontrolle berufenen Organe endlich aufgeben. Vor keiner „Größe“ darf Halt gemacht werden; alle Angestellten haben sich dem Zwang der Revisionen zu unterwerfen. Wo diese Regel gilt, kann sich Niemand über ungerechtfertigten Argwohn und kränkende „Schmäffeleien“ beklagen. Wer sein Geld einer Bank giebt, darf verlangen, daß sie ihn vor Hausdieben schützt. Davon.

**Max Ulrich & Co.,** Kommanditgesellschaft  
auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Telegraphenamt VI:

N. G. 475 Direktion.

" 7913 Kasse u. Effektenabteilung.

" 7914

" 7915 Kuxenabteilung.

" 7916

Telegramme: Ulrich &amp; Co.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach zuzuschlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 3-5 Uhr.

**MURATTI****OPEL** Rüsselsheim <sup>a</sup>M.  
Nähmaschinen  
Fahrräder  
**Motorwagen**  
Man verlange Preisliste.**Haar-Ausfall** und **Schuppen** beseitigt prompt und sicher  
der seit Jahrzehnten erprobte u. stets bewährte  
Haar-Nährstoff. 1/2 Fl. 2 M., 1/2 Fl. (500 gr) 4 M.

— Glänzende Atteste aus allen Kreisen! —

**Georg Kühne Nachfl., Dresden A.-Z.**

Chemisches Laboratorium. Gegründet 1881.

**Sanatorium Dr. Hauffe Ebenhausen**  
Obb. bei München

Physikalisch-diätetische Behandlung

für Kranke (auch bettlägerige) Rekonvaleszenten u. Erholungsbedürft. Beschränkte Krankenzahl.

**Photo-Apparate!** Ausschließlich Originalmarken und ausschließlich  
mit Goerz- und Meyer-Anastigmaten ausgestattet

gegen monatliche Amortisation.

Ohne unseren neuen Katalog B.P., den wir jedermann umsonst und frei übersenden, kauft man photographische Apparate unbedingt **voreilig**.**Stöckig & Co., Hoflieferanten**

DRESDEN A. 16 und BODENBACH 1 I. B.

Goerz-Triebler-Binocles, Franz-Ferngläser, Vergrößerungs-Apparate. — Erleichterte Zahlung.

## Berliner-Theater-Anzeigen

### Lustspielhaus in Berlin

Freitag, den 4. Sonnabend, den 5., Sonntag, den 6., Montag, den 7., Dienstag, den 8./9. 8 U.

## Die blaue Maus.

Sonntag, den 6./9. **Die blaue Maus.**  
Nachm. 3 U.

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

## Victoria-Café

Unter den Linden 46  
Größtes Café der Residenz  
**Sehenswert.**

## Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitte i. w. r. zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee,  
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand!).

## Medizin, Aberglaube und Geschlechtsleben

in der Türkei u. ehem. Vasallenstaaten  
Von Bernh. Stern.

2 Bde ca. 1000 Seiten à 10 M. Geb. à 12 M.  
(I. Medizin, Abergl. II. D. intime Geschlechtsleb.)

## Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland.

Von Dr. W. Rudeck.

2 Aufl. 514 Seit. m. 58 Illustrationen 10 M.  
Lwbd. 11<sup>1</sup>/<sub>2</sub> M. Hfz. 12 M.

## Die Lehre v. d. Kindsabtreibung

u. v. Kindesmord. Gerichtsarztliche Studien v. Dr. Heine v. Fabrice. 2. Aufl. M. 7 50 Geb. M. 9 —  
Ausführl. Prospekte u. Verlagsverzeichn. über kultur- u. sittengeschichtl. Werke gratis franco  
H. Barsdorf, Berlin W 30, Landshuterstr. 2.

## Neues Operetten-Theater

Schiffbauerdamm 25.

Freitag, den 4. Sonnabend, den 5., Sonntag, den 6. Montag, den 7., Dienstag, den 8./9. 8 U.

## Die Dollarprinzessin

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

## Friedr. Wilhelmst. Schauspielhaus

Freitag, den 4./9. 8 Uhr Premiere

## Als ich wiederkam

Sonnabend, d. 5./9. 8 U. **Egmont.**  
Sonntag, d. 6./9. 8 U. Im weißen Rössl.  
Montag, den 7./9. 8 U. Als ich wiederkam

## Musik im Hause.

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

## HARMONIUMS

mit wundervollem Orgelton, von 78 Mk. an.  
Illustrierte Prach-Kataloge gratis.

## Aloys Maier, Holfieferant, Fulda.

Prospekte auch über den neuen

## Harmonium-Spiel-Apparat

(Preis m. Notenheft v. 270 Stück. nur 30 M.)  
mit dem jedermann ohne Notenkenntnis  
sofort 4-stimmig Harmonium spielen kann.



# S e c e s s i o n

Kurfürstendamm 208 209.

Geöffnet täglich 9—7 Uhr. Eintritt 1 M. Sonntags von 2 Uhr ab 0,50 Mk.

## Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

— Treffpunkt der vornehmen Welt —

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

## Berliner-Theater-Anzeigen

**Gebrüder-**  
**Herrnfeld-**  
**Theater.**

Anfang 8 Uhr. Vorverk. 11-2 Uhr.  
57 Kommandantenstr. 57

Allabendlich  
**Das kommt davon!**  
mit dem Vorspiel: „Es lebe das  
Nachtleben!“ Komödie in 3 Akten  
von Anton und Donat Herrnfeld.

**Kleines Theater.**

Freitag, den 4., Sonnabend, den 5., Sonntag,  
den 6., Montag, d. 7., Dienstag, d. 8./9. 8 U.

**2 mal 2 = 5.**

Sonntag, Nachm 3 U. **Mandragola.**  
Weitere Tage siehe Anschlagstafel

**Töchterpensionat Biebrich a. Rh.**  
Wissenschaftl. Ausbildung und Haushalt.  
Wahlfreie Kurse. Pension 100 M. monatlich.  
Prospekte durch die Vorsteherin.

**Diabetes-Bauer**  
Kortzschenbroda-Dresden.  
Sommer- und Winter-Kuren.

**Dr. Möller's Sanatorium**

Brosch. fr. Dresden-Lochwitz, Prosp. fr.

**Diatel. Kuren nach Schroth.**

**Stottern** heilt d. schwierigst. Fälle  
Garantie nach Wunsch.  
C. Buchholz,  
Hannover 2, Radwegstr. 14.

**Berliner Eis-Palast**  
Lutherstr. 22/24  
**Permanente Eisbahn**  
2000 qm Lauffläche  
Grosses Konzert  
Vornehme Restaurationsräume  
Eintrittspreise: bis 6 Uhr  
Nachm. 75 Pfg., nach 6 Uhr 1,— Mk.

**Metropol-Theater**

Allabendlich 8 Uhr.

**Das muss man seh'n!**

Grosse Revue in 4 Akten (14 Bildern) von  
Jul. Freund. Musik von Victor Hiltlander

**Meyer's Grosses  
Konversations-Lexikon**

ii. Anlage, 20 Bände, 200 Mk.  
Ein unentbehrlich, Nachschlage-  
buch des allgemeinen Wissens,  
wird komplett und franko gegen  
**5 Mark** Monatsrate geliefert.  
Probheft gratis.

Herm. Meusser, Buchhandlg.  
Berlin W35b, Sieglitzstr. 53.



**Nervenschwäche** der Männer

Ausführliche Prospekte  
mit gerichtl. Urteil u. arztl. Gutachten  
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert  
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 74.



**SAALECKER WERKSTÄTTEN**

Filiale Berlin W10, Viktoriastrasse 23

**Bauten — Gärten — Möbel**

von Prof. Schultze-Naumburg

Ständige Ausstellung

Freier Eintritt

### Zur gefl. Beachtung!

Für unsere Leser liegt der heutigen Nummer ein Prospekt, betreffend die Original-Unterrichtsbücher zur Erlernung der deutschen, englischen, französischen, italienischen, niederländischen, russischen, spanischen und schwedischen Sprache nach der Methode **Toussaint-Langenscheidt** bei, worauf wir alle diejenigen aufmerksam machen, welche sich die Kenntnis dieser Sprachen sicher, bequem und ohne grosse Kosten durch Selbststudium (ohne Lehrer) aneignen wollen. — Die Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt), Berlin-Schöneberg, Bahnstr. 29/31, sendet auf Wunsch Probhefte der einen oder anderen Sprache kostenlos zur Ansicht. Bei Benutzung der obigen Prospekte beigefügten Bestellkarte bitten wir den Titel unserer Zeitung anzugeben.

**Umtausch von 3 % und 3½ % Pfandbriefen der  
National-Hypotheken-Credit-Gesellschaft  
e. G. m. u. H.  
in Liquidation  
in 3¾ % und 4 % Pfandbriefe der  
Berliner Hypothekenbank Aktiengesellschaft.**




Den Inhabern von 3 % und 3½ % Pfandbriefen der **National-Hypotheken-Credit-Gesellschaft e. G. m. u. H. in Liquidation** offerieren wir hiermit den Umtausch in 3¾ % und 4 % Pfandbriefe der **Berliner Hypothekenbank Aktiengesellschaft** unter den nachstehenden Bedingungen:

1. Gegen **nom. Mk. 100.—** 3 % Pfandbriefe der **National-Hypotheken-Credit-Gesellschaft e. G. m. u. H. in Liquidation** mit Zinsschein per 1. Januar 1909 werden **nom. Mk. 100.—** 3¾ % Pfandbriefe der **Berliner Hypothekenbank Aktiengesellschaft** (unkündbar bis 1916) mit Zinsberechtigung vom 1. Oktober 1908 ab gewährt.
2. Gegen **nom. Mk. 100.—** 3½ % Pfandbriefe der **National-Hypotheken-Credit-Gesellschaft e. G. m. u. H. in Liquidation** mit Zinsschein per 1. Januar 1909 werden **nom. Mk. 100.—** 4 % Pfandbriefe der **Berliner Hypothekenbank Aktiengesellschaft Serie I oder II** (unkündbar bis 1914) mit Zinsberechtigung vom 1. Oktober 1908 ab gewährt.
3. Den durch den Umtausch entstehenden Schlussnotenstempel trägt die unterzeichnete Gesellschaft.
4. Die umzutauschenden Pfandbriefe der **National-Hypotheken-Credit-Gesellschaft e. G. m. u. H. in Liquidation** sind bis spätestens **15. September d. J.** bei der unterzeichneten Gesellschaft **vormittags in der Zeit zwischen 10—1 Uhr** unter Beifügung arithmetisch geordneter, doppelter Nummernverzeichnisse einzureichen.
5. Das Porto für die Ubersendung der umzutauschenden 3 % und 3½ % Pfandbriefe der **National-Hypotheken-Credit-Gesellschaft e. G. m. u. H. in Liquidation** und für die Rücksendung der dagegen vom 1. Oktober d. J. ab auszuliefernden 3¾ % und 4 % Pfandbriefe der **Berliner Hypothekenbank Aktiengesellschaft** trägt die unterzeichnete Gesellschaft.

Berlin, den 27. Juni 1908.

**Boden-Aktiengesellschaft Berlin-Nord.**

**Busch. Fenner.**

	Ausstellungshallen am Zoologischen Garten 
<b>Deutsche Schiffbau-Ausstellung Berlin 1908</b>	
Juni bis Oktober  Täglich von 10-10 Uhr geöffnet.	



Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30, Nollendorfplatz 7.

Sieben erschienen:

# Harden im Recht?

Eine Betrachtung von Frank Wedderkopp.

Preis: 50 Pf.

5 Bogen. 8°.

Preis: 50 Pf.

**Privatdrucke**, interessante  
verkaufe meine Bibliothek ca. 105 Hände,  
gebund. Orig., tadellos erhalten. Off. unt.  
2423 bef. Verlag der Zukunft, Berlin SW 48.

## Redakteur

(Feuilletonist und Politiker) sucht Stellung.  
Offerten unter Chiffre Z. U. 9670, an die  
Annoncen-Expedition Rudolf Mosse, Zürich.

## Schriftsteller

32 J. sucht Stellung als Privasekretär, Reise-  
begleiter, Gesellschaftler, oder Bibliothekar,  
wo er in den Morgenstunden für sich arbeiten  
kann. Offerten unter Z. W. 9672, an die An-  
noncen-Expedition Rudolf Mosse, Zürich.

## Eine kl. Gruppe v. Schriftstellern

(Herren u. Damen) will ein Landhaus (Nähe  
Stadt) z. stel. Verfügung mieten u. suchthier-  
zu Beteiligung. Off. unt. 2881, an die  
Expedition der Zukunft, Berlin SW. 48.

Cabinet-Comet  
**Graeger**  
**Sect**  
Gold & Silber  
Zu beziehen durch  
die Weinhandlungen  
**Carl Graeger**  
Sect-Kellerei  
Hochheim a. M.

Bestellungen  
auf die

## Einbanddecke

zum 63. Bande der „Zukunft“

(Nr. 27—29. III. Quartal des XVI. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Prägung etc. zum  
Freie von Mark 1,50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt  
vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a  
entgegengenommen.

## Geschäftliche Mitteilungen.

**Betr. Konversion von 3 und 3½% Pfandbriefen der National-Hypotheken-Credit-Gesellschaft, e. G. m. u. H.** Unter Bezugnahme auf die im  
öffentliche Annonce betreffend den Umtausch von 3 und 3½% Pfandbriefen der National-  
Hypotheken-Credit-Gesellschaft e. G. m. u. H. in 3½% und 4% Pfandbriefe der Berliner Hypo-  
thekenbank machen wir insbesondere nochmals darauf aufmerksam, dass die Frist für den Umtausch mit dem 15. September d. Js. abläuft. Die Stücke sind bei der Boden-Aktien-  
Gesellschaft Berlin-Nord, Markgrafenstrasse 45, zum Umtausch einzu-  
reichen. Die Besitzer der 3 und 3½% National-Hypotheken-Pfandbriefe gelangen durch  
den Umtausch, welcher nominal gegen nominal erfolgt, in den Besitz höherer Zinsen wie  
bisher; die im Umtausch gegebenen Berliner Hypothekenbank-Pfandbriefe haben ausserdem  
einen höheren Kursstand, wie die zu tauschenden 3 und 3½% National Hypotheken-  
Pfandbriefe. Die mit dem Umtausch im Zusammenhang stehenden Spesen, Schlussnoten-  
stempel etc. werden den Einreichern von der Umtauschstelle ersetzt.

**MORPHIUM**

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.

Modernstes Specialsanatorium.  
Aller Comfort. Familienleben.  
Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v.**ALKOHOL****Bad Pistyan**

(Pöstyén, Ungarn)

Hervorragendstes Bad der Welt  
für Gicht und Rheumatismus

Auskunftsstelle: Hungaria-Germania Verkehrsgesellschaft m. b. H.

Fahrkarten-Ausgabestelle der Königl. Ungarischen Staatsbahnen.

**Berlin, Friedrichstrasse 73****Schockethal** bei Cassel  
Physikal. diätet. Heilanstalt mit modern. Einrichtg. Gr. Erfolg. Entzück. Lag. Angelu. Rudersport. Jagdgelegenheit. Prospekt. Tel. 1151 Amt Cassel. Dr. Schaumlöffel.**Ehe-**schliessungen **England**  
rechtsgültige, in  
Prosp. fr.; verschlossen 50 Pfg  
Erock & Co., London, E. C. Queenstr. 90/91**Sind Sie nervös**

so verlangen Sie sofort durch Postkarte unseren Prospekt. Derselbe kostet nichts, kann Ihnen aber ein guter Ratgeber sein.

Vereinigte Chem. Laboratorien  
Apoth. JOH. SCHMIDT,  
staatl. approb. Nahrungsmitt.-Chemiker  
Kötzschenbroda - Dresden.**Fort mit der Feder!**Schreibst Du mit Feder noch so gut,  
Weit besser schreibt die **Liliput**.

Die neuen

**LILIPUT-Schreibmaschinen**

sind das Schreibwerkzeug für jedermann.

Modell Minima . . . . . Preis M. 25.—

Modell A. . . . . Preis M. 38.—

Modell Duplex . . . . . Preis M. 48.—

1 Jahr Garantie.

Auf Wunsch lief. wir unsere Liliput-Schreibmaschinen ohne Kaufzwang zur Probe. Zahlungsverleichterungen gestattet.

Sofort ohne Erlernung zu schreiben. Keine Weichgummitypen. Alle Arten von Verweil-Rüttlung. Geeignet für alle Sprachen durch einfache Auswechslung der Typenräder. Reismaschine, da nur 3 kg Gewicht. Beste Korrespondenzmaschine all. Systeme i. billig. Preislage. Glänzend Anerkennung. Prospekte u. Schriftproben kostenlos von

**Deutsche Kleinmaschinen - Werke**  
m. b. H.München 21, Lindwurmstr. 129-131,  
Zweigniederlass. in Berlin und Hamburg.  
Münchener Ausstellung 1908: Halle II,  
Raum 158 und östentliches Schreibbureau  
neben dem kgl. Ausstellungs-Postamt.  
(10 Liliput in Betrieb)

Wiederverkäufer überall gesucht.

# Niederdeutsche Bank

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Grundkapital 8 000 000 M.

Telephon  
281, 282, 283, 284, 285

Dortmund.

Telegr.  
Kommanditbank.

## Ausführung aller in das Bankfach einschlagenden Geschäfte

unter kulanten Bedingungen, insbesondere:

Eröffnung laufender Rechnungen mit und ohne Kreditgewährung, An- und Verkauf von Aktien jeder Art, Kuxen und Obligationen, sowie Beleihung derselben. Annahme von Spar- und Giroeinlagen. Kreditbriefe für In- und Auslandsreisen.

## Ständige Vertretung an den Industriebörsen Düsseldorf, Essen-Ruhr, Hannover.

Ausführliche Kurszeitel für Kuxen und unnotierte Aktien und Obligationen stehen Interessenten auf Wunsch kostenfrei regelmässig Mittwochs zur Verfügung. — Unsere Filiale in **Osnabrück** betreibt als Spezialität die Erledigung amerikanischer Erbschaftsangelegenheiten sowie Auszahlungen in Amerika.

## Sanatorium Felicienquell

Obernigk bei Breslau

für Nervenleidende u. chron. Kranke. Pension für Rekonvaleszenten und Erholungsbedürftige. (Geisteskranke ausgeschlossen). Unter spezieller ärztlicher Leitung. Prospekte frei. Vorzügliche Verpflegung. Telephon 5.

### Elektrische Kuren

eine Reform-Naturheilkunde  
Sommer- u. Winterkuren  
Prospekte gratis und franko  
**J. G. Brockmann**  
Dresden A3, Meissnerstrasse 6.



### Deutsche Seemanns- Schule

Hamburg-Waltershof

Praktisch-theoret. Vorbe-  
reitung u. Unterbringung  
seelustiger Knaben.  
Prosp. durch die Direktion.

### Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt  
pr. Tag von M. 10.— ab.

### „Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie Warmbrunn-Schreiberhau, Tel. 27.

### Petersdorf im Riesengebirge (Bahnhof)

für chronische innere Erkrankungen, neu-  
rasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände  
Diätetische, Brunnen- u. Einziehungskuren.

Für Erholungsuchende, Wintersport.  
Nach allen Errungenschaften der  
Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte,  
nebelfreie, nadelholzreiche Lage, Seehöhe  
400 m. Ganzes Jahr besucht. Näheres  
Dr. med. Bartsch, dirig. Arzt da-  
selbst oder Administration in  
Berlin S.W., Möckerstrasse 118.

Moët &  
Chandon



*White Star "sec"*  
*beherrscht die ganze Welt.*

*Größter Jahresverkauf aller Champagner (französisch)*

